Nr. 20 — Leipzig, den 18. Mai — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Kein Unterschied — Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart: 7. Zinzendorfs Pietismus und die soziale Frage — Das vorläufige Ende des Altkatholizismus in Bayern: 2. Die nunmehrige Lage der Altkatholiken — Die Fortbildung des kirchlichen Gemeindelebens: 3. Seelsorgegemeinden; 4. Widerspruch — Der evangelisch=soziale Kongreß — Verschiedenes: Duell und Ehre; Reklame für Liebigs Fleischextrakt — Anzeigen

Kein Unterschied

> Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu. Gal. 3, 28

Wie lange noch? Für Herrschende und Besitzende mag es unheimlich sein, wenn der verachtete Fronarbeiter vernehmlich an sein Recht erinnert; aber die Gefahr ist nicht so schlimm, wenn sie eine Oeffnung zum Ausströmen findet. Es zittert hierbei nur immer derjenige, der für sich selbst zittert, einen möglichen Verlust und Abbruch seines zeitigen Wohlbehagens befürchtend. Revolutionen dauern zudem nie lange, etwas mehr oder weniger Rauch von Häuserbränden und Redefeuer, und es ist vorbei, die Luft ist wieder gereinigt. Aber wo der Gutsherr beruhigt sein Leben genießt, weil jene Frage nirgends laut wird, da will oft den Nichtsbesitzenden ein Zittern erfassen, wenn er den Spuren nachgeht, die jene Frage zeitigt, während sie aus Mangel an deutlichem Bewußtsein wohl unausgesprochen, aber, in welcher Form es auch immer sein mag, jedenfalls nicht ungedacht bleibt. Frißt der Wurm nicht nach außen die Häuser, so frißt er nach innen die Seelen, und die Verfluchung der Geburt im niedrigen Stande wird zur Bitterkeit und die Bitterkeit zur Gottverlassenheit.

Schrecklicher als jenes Wie lange noch? ist das Warum? Es muß immer die Anerkennung von Gottes Ordnung erst vorausgehen, wenn der Hinweis auf das „Arme und Reiche müssen sein" und den Gott der Armen das Unabänderliche in Geduld ertragen lassen soll. Nun gar der Notbehelf der künftigen Ausgleichung nach dem Beispiele des armen Lazarus, wie sie als gängigste Münze aus jener Geschichte Jesu geprägt wird, setzt mindestens einen eben solchen Lazarus, nur noch mehr getragen durch den tiefsten Kreuzesglauben, voraus. Wo aber alle diese Voraussetzungen fehlen, wie es wohl leider meistenteils der Fall ist, das Warum dabei langsam seelenmörderisch weiter wühlt — und man braucht hierbei durchaus nicht ausschließlich an die schlechthin dienende Klasse der Menschen zu denken: jeder Stand in seiner Unterordnung unter dem höheren, jede geistige Begabung, jede Kunstübung, wenn sie sich ihrer Schranke in der Anerkennung und Beugung vor einem Höheren, Begabteren bewußt wird, kann in Begleitung vieler außer Rechnung stehenden Einzelursachen, wie sie das Leben und der Tag genugsam herbeiführen, jenes Warum in sich erzeugen und umwälzen —: wo ist da, wenn nicht die Lösung, so doch die Befreiung der angefochtenen Seele zu finden?

So lange wir das Kennzeichen des gleichberechtigten Standes lediglich in einer größeren oder geringeren Vereinerleiung der umgebenden Lebensverhältnisse finden und erstreben wollen, so lange ist alle aufgewandte Mühe, die Unzufriedenheit zu bannen, umsonst. Gesetzt den Fall, es gelänge, nach kurzer Zeit ständen wir doch wieder auf dem alten Flecke. Eine innere Krankheit verlangt innerliche Heilmittel. Was die Seele morden will, muß von der Seele aus bekämpft werden. Aeußerlich können wir den Gegensatz vielleicht eine Zeit lang überbrücken, aber niemals überwinden; innerlich können wir ihn nicht überbrücken, aber völlig überwinden. Ist dieses gelungen, so wird dann freilich auch die Wirkung nach außen hin nicht ausbleiben, und der äußere Unterschied, wohl nicht der That nach, aber sicherlich dem Bewußtsein schwinden, indem dieses dann durch das „Alles ist euer" als Herr aller Dinge sich wahrnimmt.

Die Forderung an den Menschen ist allerdings nicht gering, und hierin liegt der größte Hinderungsgrund für eine erfolgreiche, sieghafte Zurückdrängung des Klassengegensatzes enthalten. Denn es ist nicht der einfache Glaube des Kindes ausreichend, auch nicht eine wenn auch noch so durch diesen Glauben gesteigerte Duldungsfähigkeit, auch noch nicht dessen Bethätigung in seinen Werken, sondern es bedarf dazu des völligen Bekleidetseins von Christus, da der Mensch sich nicht mehr lebend weiß, sondern allein Christus in ihm lebend, wozu aber eben nicht weniger gehört, als mit ihm gestorben und auferstanden zu sein, nämlich die dem Menschen möglichste Erfahrung des Christus in mir. Wer so weit gekommen ist, der kennt dann nur noch den einen Unterschied: christleer und christerfüllt; aller zeitlichen Güter aber ist er Herr.

> Streb in Gott dein Sein zu schlichten,
> Werde ganz, so wirst du stark;
> All dein Handeln, Denken, Dichten
> Quell aus Einem Lebensmark.

E Schn

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart

7. Zinzendorfs Pietismus und die soziale Frage

Mancher unsrer Leser wird im Laufe der bisherigen Darstellung gefragt haben, zu welchem Zwecke doch die Christliche Welt eine so ausführliche und noch dazu dem Anschein nach „gehässige" Darstellung des Mannes geboten hat, der nicht nur im engern Kreise der Brüdergemeinde sich eines besondern Ansehens erfreut, sondern weit über sie hinaus als die bedeutendste Erscheinung des „positiven" Christentums im vorigen Jahrhundert gilt?

> Soll bisher das evangelische Volk einem Irrwahn gefolgt sein, wenn es von Zinzendorf groß dachte? Nachdem das Scheidewasser einer verneinenden Kritik schon manchem Namen, der in der evangelischen Christenheit strahlte, seinen Glanz wegätzen wollte, soll auch Zinzendorfs Name diesem Versuche erliegen? (Ostertag, S. 227.)

Auf verneinende Kritik nun kommt es uns gar nicht an. Wohl aber kann die evangelische Kirche es nicht vermeiden, sich selbst einer immer erneuerten Prüfung zu unterwerfen. Oder kann sie ohne eine solche gewiß sein, sich durchaus auf dem

rechten Wege zu befinden? Sich selbst aber kann sie doch nur prüfen in ihren Angehörigen. Und je bedeutender einer der Ihrigen erscheint, je gewisser es ist, daß er einen weitreichenden Einfluß ausgeübt hat, um so dringender wird die Pflicht, sein Christentum, seine Frömmigkeit und seine Lebensziele auf der Goldwage des Evangeliums zu wägen. Daß Zinzendorf aber zu den Bedeutendsten gehört, daran kann nicht gezweifelt werden. Nur zwei Zeugen seien dafür angerufen. Tholuck, der geistvollste Vertreter des modernen Pietismus, äußert sich:

Daß die neue Erweckung [im Anfang unsers Jahrhunderts] auf den Hallischen Pietismus zurückgegangen oder seine Farbe getragen, läßt sich nicht sagen — eher die Farbe der Brüdergemeinde, deren Einflusse viele ihr neues Leben zu verdanken bekannten, wie auch die durch Schleiermacher angeregten Kreise einen Zug zu ihr behielten.

Also der moderne Pietismus so gut wie die deutsche Theologie, die Schleiermachers Führung folgt, stehen unter Zinzendorfs Einfluß. Und aus gerade entgegengesetztem Lager wird uns dasselbe versichert. Bruno Bauer, gewiß der radikalsten Theologen einer, stellt den Grafen geradezu in den Mittelpunkt der neuern Geistesentwicklung. Zinzendorfs „Es ist mir so," rückwärts auf das englische Quäkertum gegründet, bildet die Grundlage, auf der der erstaunte Leser ebenso Semlers wissenschaftliche Arbeit wie das schwärmerische Lebenswerk der Frau von Krüdener, ebenso Schleiermachers aufbauende Theologie wie die zerstörende Kritik unsrer Tage entstehen sieht. Und neben dem genialen Stifter der Brüdergemeinde, der allein aus der unergründlichen Fülle seines „Herzens" schöpft, erscheinen all jene spätern Helden doch nur wie zwerghafte Epigonen. Wohl erst im Radikalismus Bruno Bauers wird der Höhepunkt wieder gewonnen.*) Grund also zu einer Prüfung ist hier sicher genug vorhanden.

Aber welchen Maßstab sollen wir anwenden? Nun, keinen andern natürlich als den des Evangeliums. Als Protestanten aber sind wir gewiß, das lautere Evangelium in Luthers Glauben zu besitzen. Nicht als ob wir uns dem Wahne hingäben, das Gold seines Glaubens sei ganz schlackenrein. Aber jede neue Prüfung bewährt es uns, daß die Kerngedanken seines Lebens in der That sich mit der frohen Botschaft decken, die uns Jesus gebracht hat. Jeden darum, der nach ihm gekommen ist, werden wir mit dem Maße von Luthers Glauben messen. Nicht unmöglich ja, daß einmal einer über den Wittenberger Doktor hinauswächst. Denn Gott kann auch heute noch zehn Doktor Martinus schaffen. Aber so weit wir die Geschichte der Kirche Christi zu übersehen vermögen, hat eine solche Erwartung vorläufig wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Der Männer, durch die Gott neue Stufen in der Entwicklung des Christentums herbeigeführt hat, sind gar wenige gewesen. Sie lassen sich wohl an den Fingern einer Hand herzählen. Und begreiflich genug. Man hört es oft als eine Eigentümlichkeit menschlichen Wachstums nennen, daß es sich im Vergleich mit demjenigen aller andern Wesen sehr langsam vollzieht. Wenn der junge Hund schon längst seine lustigen Sprünge thut, freuen wir uns noch über das erste vernehmliche Lachen unsrer Kinder. Es ist nicht anders in der Entwicklung ganzer Geschlechter. Unsäglich langsam, wenn man den Maßstab eines Menschenlebens anlegt, wächst die Menge aus den Kinderschuhen einer alten Zeit heraus und hinan zu der Manneshöhe der wenigen Gottbegnadeten, in deren Busen die allmächtige Liebe die Fülle eines neuen Lebens erwachen ließ. Sie sind sich selbst, vielmehr noch uns, die wir den Pulsschlag ihres Lebens nur langsam nachzittern fühlen, unbegreifliche Wunder, die wahren, die größten Thaten Gottes. Jahrhunderte gehen dann hin, das neue Leben ringt mit dem alten. Der neue Glaube hat noch nicht allen alten Sauerteig ausgefegt, wenn die großen Gotteskrämer die unbekannte Ware neugierigen Blicken auf dem Weltmarkt feilbieten. Man wird noch lange vom alten Vorrat zehren, ehe man sich entschließt, ganz mit ihm aufzuräumen, damit für den neuen der Platz frei wird. Es wäre nur der natürliche Lauf der Dinge, nur die Folge der Langsamkeit menschlichen Wachstums oder der Zähigkeit, mit der sich das Alte des Neuen erwehrt, wenn es sich ähnlich auch mit den Schätzen christlichen Lebens verhielte, die Zinzendorf angehört haben.

*) Br. Bauer, Einfluß des Quäkertums auf die deutsche Kultur. Berlin, 1878.

Ganz im allgemeinen achtet man den Grafen wohl als Glied am großen Stammbaume des Pietismus. Was aber ist Pietismus? Becker hat durch Zusammenstellung einer Reihe von Aussprüchen Zinzendorfs festzustellen gesucht, was dieser selbst unter Pietismus verstanden hat. Er gelangt zu dem Ergebnis:

Der Pietismus bedeutet im Grunde nichts andres als den Versuch, vorreformatorische Standpunkte in die Reformationskirchen hineinzudrängen. Die pietistische Frömmigkeit ist daher eine solche, die im Prinzip unevangelisch und in der Form separatistisch ist.

Wir können uns diese Bestimmung durchaus gefallen lassen. Aber Becker glaubt nun gerade unter Voraussetzung ihrer Richtigkeit in Zinzendorfs Lebensarbeit eine antipietistische Reform des christlichen Lebens nachweisen zu können. Und allerdings „Zinzendorfs Aufstellungen über Religion und Philosophie sind nicht pietistisch." Wir haben ja gesehen, wo er absichtlich sein Denken auf diese Dinge richtet, da folgt er wie kein andrer den Spuren Luthers. Und auch das ist richtig: „Zinzendorfs pietistische Bekehrung verlief thatsächlich als eine Bekehrung vom Pietismus," d. h. vom alten Pietismus. Er hat sich aus dem Bußkampf herausgekämpft. Er hat die ganze trübe, gedrückte Stimmung der Hallenser durchaus überwunden. Aber den „vorreformatorischen Standpunkten" hat er sich damit noch nicht abgewandt. In der Schätzung weltlich-sittlicher Arbeit ist Zinzendorf unzweifelhaft mönchischen Gesichtspunkten gefolgt. In der Gründung von Gemeinden Vollkommner innerhalb der unvollkommnen Volkskirche hatte er eine Gestaltung kirchlichen Lebens auf dem Boden des Protestantismus zu erneuern unternommen, die Luther überwunden hatte. Und indem er diese ganze persönliche wie gemeinschaftliche Abkehr von der „Welt" in den Dienst einer Frömmigkeit stellt, die sicher im Kloster ihre eigentliche Heimat hat, erneuert er auch hier eine Form der Andacht, die im Protestantismus kein ursprüngliches Recht besitzt. Wenn also die obige Definition gelten soll, so ist Zinzendorf allerdings der vollendete Pietist. Das, was den Kern seiner Frömmigkeit und seines Lebenswerkes bildet, entstammt durchaus dem mönchischen Katholizismus. Daneben kommt doch alles Uebrige für seine Beurteilung kaum in Betracht. Denn was er von Luther gelernt hat, das hat er nicht wirksam zu verwenden gewußt. Und was er von der Aufklärung übernommen hat, das wird man ihm nicht zum Ruhme anrechnen können.

Und dennoch war Zinzendorf ein ganzer Christ. Wie nur sehr wenige seiner Zeitgenossen war er erfüllt von der Herrlichkeit und Hoheit unsers Glaubens. Und gewiß, es ist nicht zu viel gesagt: wie kein Einziger neben ihm — so weit unsre Kenntnis reicht — hat er den Herrn im Herzen getragen, der unsers Glaubens Fels und Krone ist. Gott Lob, wir sind nicht verbunden, um abweichender Standpunkte willen uns zu Richtern über andre aufzuwerfen. Nicht trotz, sondern auf seinem Standpunkt erkennen wir jeden an, der seinem Herrn mit ganzer Hingabe diente. Denn von Haushaltern wird nur verlangt, daß sie treu erfunden werden. Neben Bernhard von Clairvaux und Franz von Assisi möchte ich den Grafen von Zinzendorf stellen. In der lebendigen Fülle inniger Frömmigkeit und in der willigen Darangabe aller Lebensgüter zum Erwerb der einen köstlichen Perle dürfte der Stifter der Brüdergemeinde hinter jenen Heerführern der mittelalterlichen Christenheit um nichts zurückstehen. Aber eben indem man das rückhaltlos anerkennt, tritt einem die überragende geschichtliche und zugleich prophetische Aufgabe Luthers in ihrer ganzen Größe entgegen. Denn die Lösung dieser Aufgabe hat Zinzendorf nicht gefördert, weil er sie selbst gar nicht verstanden hat.

Kehren wir noch einmal zu den Männern der Aufklärung zurück. Ein frischer Lebensmut, meinten wir, ergriff das junge Geschlecht. Wo stammte er her? Leibniz mag es uns in Kürze sagen. In Versen, die an die französische Dichterin Skudery gerichtet sind, zeichnet er Ludwig dem Vierzehnten die wahren Aufgaben eines christlichen Fürsten vor:

Du hasts gesagt: beendet ist der Krieg,
Und neue Ehren bringt den Lilien der Sieg.
Jetzt zeige Er sich groß, daß er aus Siegerhänden
Der Menschheit fürder nichts als Gutes wolle spenden.
Er schenke nicht das Ohr des Kriegsruhms blinden Lobern;
Dem Erdkreis wohl zu thun ist mehr, als ihn erobern.
Kein andres Reich als dies ist wahrhaft allgemein;
Es soll vom Gottesstaat Abbild im Kleinen sein.
Zu zwingen bleibt ihm nichts als die Natur nur eben,
Und ihre Schätze all zum Wohl der Menschheit heben.

Und in ruhiger Prosa feiert der große Gelehrte und Staatsmann „das Jahrhundert der Entdeckungen und Erfindungen.“ Nur die Sorge beschleicht ihn, daß der überströmende Reichtum zu einer allgemeinen Zersplitterung führen werde. Aber er bannt sie im Blick auf das ihm immer vorschwebende Bild des „guten Fürsten,“ dessen mächtige Hand versöhnend und verbindend eingreifen wird:

Was er [der ideale Fürst] sonst Großes thut, so glänzend und weitreichend es sein möge, betrifft doch nicht alle Menschen; nur die nützlichen Erfindungen und Entdeckungen erstrecken sich auf sämtliche Völker und Zeiten sie, die eine wichtige, Frömmigkeit und Geistesruhe fördernde Wahrheit ans Licht ziehen, unsre Leiden mindern und die Herrschaft der Menschen über die Natur vermehren.

Wie spricht aus diesen Worten die helle, man möchte sagen kindlich-reine Freude über die Herrlichkeit der neuen Welt, die sich vor den Augen der Seefahrer, vor dem tieferdringenden Blick des Naturforschers aufthat! Denn neu war diese Welt. Das Mittelalter hatte sie gar nicht gekannt. Erst der noch jungen Wissenschaft erschlossen sich ihre Reichtümer. Wars nicht natürlich, daß gerade ein frommer Geist freudig aufjauchzte beim unverhofften Anblick dieser unermeßlichen Gottesgaben? Und nun sind diese Männer doch eben Kinder der deutschen Reformation. Luther selbst freilich hatte von dem Reichtum, der sich über die Menschheit auszuschütten anschickte, kaum eine deutliche Ahnung. Ihm stand ja der jüngste Tag vor der Thür. Was sollen da die Schätze der Erde? und was die Geheimnisse der Natur? Und dennoch schafft, ja schafft schöpferisch, dieser wunderbare Mann die Hand und das Herz, die jenen Reichtum im Namen Gottes sollen heben dürfen. Sein kindlicher Glaube, der nichts vor Gott gelten, aber alles mit Gott vollbringen will, proklamirt rein aus sich selbst heraus, ohne das leiseste Gelüste nach weltlicher Macht oder irdischen Schätzen, das freie Christenrecht der Arbeit im weltlichen Beruf. Da, und da allein, soll sich der Glaube bewähren. Das Weib, das dem Manne die Morgensuppe einbrockt, der Schuster, Schmied, Bauer, die ihrem Handwerk nachgehen, der Arzt, der als weltlicher Heiland seines Amtes wartet, die alle thun die rechten hohen christlichen Werke. Siehts nicht wahrhaftig aus, wie eine rechte „prästabilirte Harmonie,“ die diesen Glauben, der so ganz ohne Nebengedanken kraftvoll in der Welt steht, mit der neuen Kultur und Wissenschaft verbindet, die die Natur bezwingen, die Herrschaft der Menschen über die Welt vermehren will? Sie sind nicht auseinander entstanden, der neue Glaube und die neue Kultur. Der Katholik Kolumbus hat Amerika entdeckt. Luther hat von der neuen Wissenschaft des Kopernikus nichts wissen wollen. Und doch, sie sind für einander da: jener Glaube muß die Welt beherrschen, denn in der Welt ja soll er stehen. Und diese Wissenschaft muß das Grab der Menschheit werden, wenn nicht der Gott des Glaubens die in der Natur Versinkenden mit dem Geiste des ewigen Lebens erfüllt.

Aber der neue Glaube hat in den ersten hundertfünfzig Jahren nach Luthers Tode gar nicht Zeit, sich auf seine eigentümlichen Aufgaben recht zu besinnen oder nach der neuen Welt zu fragen, die doch nur für ihn da ist. Oder für wen denn, wenn doch der Glaube weiß, daß der Allmächtige nur für seine Kinder die Welt schuf und die Geschichte leitet? Aber das Alte macht dem Neuen das Leben schwer. Die schrecklichsten aller Kriege schwingen ihre Geißeln vor allem über dem Lande, in dem der neue Glaube seinen eigentlichen Wohnsitz hat. Da hat er genug zu thun, sich der feindlichen Welt auch nur zu erwehren. Mutig ertönen ja des Glaubens Lieder. Diese Helden lassen sich von der Welt nicht erdrücken. Ja, sie gewinnen es über sich, „dem Schöpfer aller Dinge“ auch unter

solchen Nöten manch frohes Loblied zu singen. Aber wo sich ihnen alles feindlich entgegenstellt, Krieg und Pestilenz sie vertilgt, Verfolgungswahn und Theologengezänk sie verbittert, da beschleicht es sie doch unwillkürlich wie eine Sehnsucht: hinaus aus diesem allen! Leise wandelt sich die Weltüberwindung in Weltflucht. Und durch die kaum geöffnete Thür schleichen die alten Gestalten herein, denen diese Losung auf der Stirn geschrieben stand. Da fängt man wieder an, sich der Liederausdrücke zu bedienen, die man nicht versteht. Da läßt man in der Kirche des neuen Glaubens, der mutig auf die Welt zu wirken berufen ist, eine Frömmigkeit sich wieder anbauen, die nur im weltfremden Kloster wirklich zu Hause war. Denn jener Umgang mit dem Bräutigam kann und will die Welt entbehren, die nur seinen süßen Frieden stört. So ist der alte Pietismus entstanden. In Speners ernstem Berufsbewußtsein, in Franckes kräftigem Gottvertrauen bewahrt er treu die Züge echten Luthertums. Aber der schwermütige Zug, der über ihm lagert, ist dem Katholizismus nahe verwandt. Und darum läßt er auch immer mehr und mehr eine Beschaulichkeit bei sich aufkommen, die ein gefährlicher Feind der welttrotzigen Thatkraft werden muß.

Als sich nun die Zeiten ändern, als ein Geschlecht aufwächst, das nun endlich anfangen darf, sich der neuen Welt zu freuen, da ist der stolze Lutherglaube nicht mehr da, der mitten in der berechtigten Freude an dieser Herrlichkeit ihr zuzurufen wüßte: „Wie sperrt sie ihr Maul auf, wie schnurrt sie dahin und läuft die gemeine Bahn!“ Gewiß, das neue Geschlecht zehrt noch vom Erbe der Väter. Sie bewahren es noch und halten es heilig, was Väter sie von Gottvertrauen und Vorsehung lehrten. Wie reich müssen doch die verachteten Tage der Orthodoxie gewesen sein, daß sie ihren deutschen Kindern diesen unermeßlichen Schatz hinterlassen konnten, während Frankreichs Söhne in die hohle Armut des Freidenkertums und der Encyklopädistenweisheit versanken! Aber doch der lebendige Christus, den Luther kannte, war den Männern der Aufklärung fremd geworden. Für die, denen die natürliche Religion als das Höchste gilt, hat der Gott in der Geschichte seine Krone verloren. Und nun soll ein Rest jenes neuen Glaubens die neue Welt in seine Fesseln zwingen? Der ganze vermöchte es, dem halben ist sie übermächtig. Da wird diese schöne Welt, statt der Dienerin, das Abbild des Gottesstaates. Da werden Erfindungen und Entdeckungen aus Anlässen zur Vollbringung neuer Glaubensthaten gar zu Förderern, und noch dazu wichtigen, rechter Frömmigkeit. Die Welt soll den Glauben lehren! Wie würde doch Luther über solchen Teufelsspuk gewettert haben! Und es ist der dennoch tieffromme Leibniz, dessen politische Thätigkeit uns fast noch mehr als seine religiöse Wirksamkeit hineinblicken läßt in sein ruhiges Gottvertrauen, der in solchen Worten seine innerste Ueberzeugung ausspricht. Gott und Welt drohen hier in eins zu verschwimmen. Wie lange wird es dauern, daß der Glaube noch weiß, woran er sich halten soll? Und dann wird er den kraftvollen Gottesarm mit der zerbrechlichen Krücke der Welt verwechseln.

Und doch, es lebten noch Männer, die den kannten, der unsers Glaubens Anfang und Ende ist. Zinzendorf ist der größte unter ihnen. „Jesu, geh voran!“ Der Graf hat das nicht nur gedichtet, sondern es ist gewiß und wahrhaftig die heilige Losung seines Lebens gewesen. Aber wenn jene Männer der neuen Welt den Glauben, so hat dieser Mann des Glaubens die Welt fast aus den Augen verloren. Man merkt es ihm ja auf Schritt und Tritt an, daß er die neue Zeit mit erlebt hat. Viel zu großartig war er angelegt, um von ihrem Hauche nichts zu spüren. Zu den Zügen, die wir schon allmählich gesammelt haben, sei hier noch einer beigefügt. Ist es nicht natürlich, daß das „Jahrhundert der Entdeckungen und Erfindungen“ die Missionsarbeit aus seinem Schoße geboren hat? Endlich konnte sich auf allen Gebieten eine freudige Unternehmungslust regen. Sie mußte es auch im besondern Dienste des Christentums. Aber keine Spur davon merkt man dem Christentum des Grafen an, daß diese neue Welt selbst irgend seine Teilnahme auf sich zieht. Und doch ist ohne lebendige Teilnahme keine einflußreiche Wirksamkeit denkbar. Die beschauliche Frömmig-

keit des Klosters kann sehr geschäftig werden. Mönche haben Deutschland besiedelt, Mönche die Kultur der alten Welt gerettet. Aber sie thun das alles immer nur nebenher. Sie folgen darin einem ihnen selbst unverständlichen, geschichtlichen Zwange, der sich äußerlich in Gestalt der päpstlichen Weltherrschaft verkörpert. So oft gerade die größten Mönche, ein Peter Damiani oder Bernhard von Clairvaux, sich auf das eigentliche Ideal ihrer Frömmigkeit besinnen, erschrecken sie in der Unruhe des weltlichen Lebens vor sich selbst und den satanischen Versuchungen, die auf diesem fremden Boden ihnen fortwährend entgegentreten. Für Zinzendorf ist beides nicht vorhanden: nicht eine kirchliche Weltherrschaft, die den durchsichtigen Schimmer des Heiligen über die unheilige Kultur zu breiten vermöchte; aber auch nicht der unverstandene Trieb einer göttlichen Geschichtsleitung, die den Blinden auf Wegen führte, die er sich selbst nicht erwählt hätte. Vielmehr die weltliche Arbeit ist ja offenbar in guten Händen, gut nämlich, sofern man das Maß ihres eignen Zweckes an sie anlegt. Diesen Händen des gewöhnlichen oder bürgerlichen Christentums kann man also die Kulturentwicklung ruhig überlassen. Aber die „Jünger" sammeln sich nur um so entschiedener auf dem weit abgeschiedenen Gebiet der Seelensache. Sie sind von Ewigkeit dazu erkoren, in diese gemeine Arbeit der Kulturentwicklung sich nicht einlassen zu müssen. Sie sind geschäftig aufs höchste. Sie werden Werke vollbringen, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr die Bewunderung auch der Welt erregen werden. Sie werden sich mehren, daß ihre Zahl in die Tausende und Abertausende wächst. Und was mehr ist als das alles: sie werden durch anderthalb Jahrhunderte hin, verglichen mit allen, die neben ihnen stehen, die wirklichen und wahren Christen sein im Gebiete des Protestantismus. Oder soll dieser Ruhm irgend einmal denjenigen zugesprochen werden, die auf ihre Fahne die Losung schreiben werden: „Versöhnung zwischen Kultur und Christentum"? Heißt nicht das, die selbständige Bedeutung der Kultur, d. i. der Welt, rundweg anerkennen? Und das sollte unser Glaube jemals vertragen? diesen Verrat an seiner Herrscherstellung sollte er jemals dulden? Vielmehr, der Pietismus, der in unserm Jahrhundert „die Farbe der Brüdergemeinde trägt," also von Zinzendorf und seinen Genossen abstammt, ist dennoch der Hort des Christentums in protestantischen Ländern geblieben. Den persönlichen Ruhm tasten wir ihm nicht an und schmälern ihn auch nicht. Aber das Salz der Erde, das Licht der Welt hat er nicht werden können, weil er es gar nicht hat werden wollen. Der Beweis dafür liegt so offen vor, daß ich meine, man müsse ihn im Dunkeln greifen können.

Zinzendorf giebt dem gewöhnlichen Christentum, d. i., geschichtlich angesehen, demjenigen des aufgeklärten Bürgertums, das wenig schmeichelhafte Zeugnis, daß es nur ein halbes sei: man leidet diese Christen nur, erkennt sie aber nicht als voll an. Als Randbemerkung aber gleichsam fügt er diesem Zeugnis bei: „Inhaber kann dennoch auch mit seinem halben Glauben selig werden." Fast bis aufs Wort stimmen diese Aussagen des Grafen zu dem, was wir aus Leibnizens Munde anführten: „Das genügt zur Seligkeit" (s. Nr. 14, Sp. 322).

Aber wie viel schwerer wiegt doch die Aussage Zinzendorfs. Hier erklärt ein Christ, dem wirklich sein Glaube die Seele seines Lebens bildet, der übergroßen Menge seiner „schwachen" Glaubensbrüder: Mein Christentum braucht ihr nicht, ihr könnts auch nicht ertragen, nicht ausüben, denn dazu gehört eine Lösung von weltlicher Geschäftigkeit, die euch nicht zukommt; wenn ihr alle würdet wie ich, so ginge es auf Erden drunter und drüber, damit aber wäre der Sache Christi nicht gedient. Darum bleibt nur in eurem halben Glaubensstande. Wenns auch nicht das Rechte ist, es kann euch immer noch zur Seligkeit verhelfen. Werden sie sich das nicht merken? werden sie nicht diese bequeme Halbheit einer mühseligen Vollkommenheit vorziehen? Aber neben diesem halben Glauben steht die ganze Welt. Und welche Welt ist das! Eine neue wahrhaftig, die wie in den ersten Kapiteln der Bibel aus den Wassern emporsteigt. Wir sind in ihr aufgewachsen, wir haben uns an ihr wunderbares Werden schon etwas gewöhnt. Aber auch uns noch will es immer wieder wie ein neckischer Zauber erscheinen,

wie sich da Entdeckungen und Erfindungen jagen: heute neue, reiche Gefilde Innerafrikas, morgen ein Edisonsches Spielwerk für große Kinder, übermorgen vielleicht das erste lebende Wesen auf irgend einem Planeten! Wahrlich, ich beneide den Mut derer nicht, die so leichthin Steine werfen auf die Männer, die Hegel und Strauß, die Feuerbach u. a., die mit der überlieferten und ihnen als ausreichend angepriesenen halben Waffenrüstung christlichen Glaubens dem sinnbethörenden Eindruck dieser ins Unermeßliche fortwachsenden Welt sich nicht zu widersetzen vermochten. Hier ist Gott, denn hier ist das Unendliche. Darum über Bord mit jenem halben Glauben, wir fahren besser mit der ganzen Wissenschaft und der ganzen Bildung.

Aber wie schnell, wie grausam schnell wird der schöne Traum von der rohen Wirklichkeit zerstört! „Sie, die unsre Leiden lindern, unsre Herrschaft über die Natur vermehren," hatte Leibniz von den neuen Wundern gesagt. Kaum aber ist der halbe Glaube der ganzen Welt gewichen, kaum fangen sie nun an, sich in ihr umzusehen und wohnlich einzurichten, da entdecken sie doch, daß es eisig-kalter, gefühlloser Stoff ist, von dem für den warmen Herzschlag des Menschen nichts zu erwarten steht. Aber die Welt ist nun alles. Da erfaßt sie eine furchtbare Verzweiflung: der Weltschmerz und seine Propheten sind für die obern Zehntausend, mitten im Traume des Weltglücks, der letzte Trost, freilich ein Trost zum Sterben.

Und die untern Millionen? Der Weg führt hier in umgekehrter Richtung. Während der Gebildeten Sinne sich schon längst an der neuen Schöpfung berauschen, hat man in den niedern Schichten des Volkes noch kaum eine Ahnung, daß diese Welt wirklich ist. So fängt denn der Kampf zwischen halbem Glauben und ganzer Welt hier erst viel später an. Sie lernen dieses Neue erst kennen, als es sie mit den eisernen Klammern seiner Maschinen fesselt. Aus der behaglichen Ruhe ihres halbgläubigen Philistertums werden sie nun unsanft aufgeschreckt. Die neue Zeit kommt über sie nicht als ein Hauch der Unendlichkeit, sondern als die zerstörende Faust eines dunkeln Verhängnisses. Sie zerbricht alles alte Handwerkszeug, sie lacht höhnisch über den behaglich-langsamen Warenaustausch auf Jahrmärkten und Messen, sie beweist dem einzelnen, kleinen Manne, daß seine ehemalige wirtschaftliche Selbständigkeit eine eingebildete Anmaßung war: fortan soll er wissen, daß er zu nichts anderm da ist, als sich zum geduldigen Sklaven von Dampf und Eisen brauchen zu lassen. Da ist die Not da. Ich meine gar nicht die materielle Not, die geistige vielmehr, die zwar nicht so deutlich in die Erscheinung tritt, aber darum eben, weil sie im Geheimen Bettler schafft, nur um so drückender wirkt: das Bißchen geistiger Habe ist vernichtet, worüber diese Geringen in der „guten alten Zeit" doch verfügten. Sie sehen sich Verhältnissen gegenüber, die sie in keiner Weise beherrschen können. Die alten Grenzpfähle fallen, einer um den andern. Die Welt ist eine ungeheure Fabrik geworden, die jeden Versuches spottet, sich von den Augen der Kleinen, der „Ungebildeten" übersehen zu lassen. Aber während sie sich so gefesselt sehen von unheimlichen Weltmächten, ergreift sie leise die Ahnung, daß doch etwas Großes im Werke ist. Es steht ihnen ja doch vor Augen, wie jeder Tag neue Wunder schafft. Ja, bei ihrer Hervorbringung wirken sie selber mit. Begreifen sie auch nicht, wo das herkommt, so begreifen sie doch, daß es ist. Und all diese Herrlichkeit soll nur andern das Leben schmücken? Wahrhaftig, es ist eine grausame Ungerechtigkeit, wenn man fordert, daß der halbe Glaube, den Pietismus und Aufklärung, jedes in seiner Weise, auch dem kleinen Manne, dem Handwerker und Bauern ließen, ihn soll gefeit haben gegen die drückende Not wie gegen den bestrickenden Zauber der neuen Welt. Nicht aus dem Unglauben ist die Sozialdemokratie mit ihrer Weltvergötterung, ihrem künftigen Zauberstaat entstanden — das mag von den Führern gelten, aber nicht von der Masse —, sondern aus dem halben Glauben, den eine vornehm weltverachtende Frömmigkeit dem Christen im bürgerlichen Beruf allein übrig ließ.

Aber das ist nur die eine Linie der Entwicklung. Die

andre läuft sorglos neben ihr her, als hätte sie für jene erste kein Auge. Ostertag erklärt gelegentlich in der Biographie Zinzendorfs:

Wenngleich Thatsache ist, daß dort [in Herrnhut] eine höchst erfreuliche Lösung der sozialen Frage auf evangelischem Boden vorliegt, so muß doch daran erinnert werden, das Ergebnis für das äußere Leben war eine von selbst reifende Frucht, auf die durchaus nicht in erster Linie hingearbeitet wurde. (a. a. O. S. 72.)

Ich muß gestehen, wer so reden kann, hat nicht die leiseste, nicht die entfernteste Ahnung von dem, was die soziale Frage eigentlich ist. Allerdings viele werden die Worte ruhig unterschreiben. Denn sie meinen immer noch, daß es doch schließlich nur darauf ankommt, sich in der Welt, wie sie ist, schiedlich-friedlich neben einander einzurichten. Etwas mehr Geduld auf der einen und etwas mehr Liebe auf der andern, ein größeres Maß Entsagung aber auf beiden Seiten, damit würden wir schon durchkommen. Aber wer mit so bescheidenen Ansprüchen auftritt, der verhüllt sich auch nur die Anschauung von der Großartigkeit des Kampfes, in dem wir stehen. So gut ich es weiß, meine ich im Bisherigen gesagt zu haben, worum es sich handelt. Es ist ja der alte Kampf zwischen Christentum und Welt, der in der sozialen Frage zu neuem Ausbruch kommt. Aber dieser alte Kampf hat für uns in zwiefacher Hinsicht neue Formen angenommen, Formen, in die wir uns noch nicht hineingefunden haben. Einmal ist das, was hier „Welt" heißt, etwas von dem Grundverschiedenes, was in frühern Tagen so hieß. Damals war Welt das, was jeder doch irgendwie greifen, umfassen, überschauen konnte. Heute ist es das schlechthin Unfaßbare, Unübersehbare geworden. Und an die evangelische Christenheit tritt nun von der Reformation Luthers her die ungeheure Aufgabe heran, gerade dieses Unübersehbare zu bezwingen. So lange die Welt klein war, durfte der Christ sie fliehen. Jetzt, wo sie sich grenzenlos weitet, soll er sie beherrschen. Wer Katholizismus und Protestantismus unter diesen Gesichtspunkten vergleicht, dem wird die Neuheit der Aufgaben des letztern deutlich werden. Er muß vor ihrer Größe erschrecken, aber er darf zugleich jubeln, daß sie uns gestellt sind.

Hat Zinzendorf zu ihrer Lösung etwas beigetragen? Wir fragen nun nicht nach der Schwächung, die der zugestandene halbe Glaube für die Volkskirche nach sich ziehen mußte, sondern nach den Beiträgen, welche die Ganzen, die Gemeinden inmitten der Volkskirche, geleistet haben.

Der soziale Kampf fordert ein reiches Maß organisirter Liebe. Denn der Feind tritt offenbar in geschlossenen Reihen auf. Die Wissenschaft ist ein zwar unübersehliches, aber doch zusammenhängendes Ganze. Und von dieser Wissenschaft aus gehen unaufhörliche Angriffe aus. Sie schafft selbst Neues. Aber mit jedem Schritt vorwärts zerstört sie Altes. So werden die Wunden, die hier geschlagen werden, leibliche wie geistige, ebenso zahlreich, wie tief und schmerzlich. Zinzendorfs Gemeinden — es sind hier nicht die Herrnhuter allein gemeint, sondern die idealen, wie er sie sich dachte, aus zwei, drei Gliedern hier und dort gebildet — sind zufällige Schöpfungen. Und wenn wir das Maß ihrer persönlichen Barmherzigkeitsübung auch noch so hoch schätzen wollen, an eine Organisation der Liebesarbeit ist von diesen Zerstreuten aus nicht zu denken. Die Maschen des Netzes sind viel zu weit. Dazu, das Gefühl für den Druck der Zeit ist in den kleinen Kreisen naturgemäß viel zu gering, als daß der Trieb zur Arbeit im großen hier entstehen könnte. Es ist darum kein Zufall, daß Zinzendorfs Name in Uhlhorns Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit eigentlich nicht vorkommt. Nur einmal wird er ganz flüchtig erwähnt. Erst wenn der Pietismus sich anschicken wird, in die Volkskirche zurückzutreten, d. h. in gewisser Weise sich selbst aufzugeben, wird er sich auch darauf besinnen, daß Liebe sich mit frommer Zurückgezogenheit nicht verträgt. Und wird ers auch nur dann ganz?

Aber diese rettende Liebe ist doch nur das geringste Stück der Arbeit in diesem Kampfe. Soll das siegen heißen, wenn man nach jedem der vielen Rückzugsgefechte neue Lazarette baut und Notbaracken aufschlägt? Besiegt kann der Feind nur werden, wenn man ihn selber niederwirft. Die soziale Frage wird

um keinen Augenblick eher gelöst werden, als bis das Christentum die Kultur, die Wissenschaft, Bildung, Industrie beherrscht. Man erschrecke nicht vor dieser „katholischen Rede," sie ist sehr protestantisch gemeint. Nicht Wissenschaft und Industrie sollen christlich werden. Sie sind „Welt" und müssen es ewig bleiben. Aber die Forscher, die Industriellen müssen Christen sein. Ein christliches Herz muß unter dem weltlichen Kopfe schlagen. Dann wird dies Herz nicht eher rasten, als bis der Kopf die Achillesferse des Feindes entdeckt hat. In dieser neuen Welt schlummern unbegreifliche Geheimnisse. Es wird und muß auch noch dies Geheimnis in ihr vergraben ruhen, durch dessen „Entdeckung" wir uns aus ihrem Zauber lösen und ihrer Gewalt erwehren. Aber die Möglichkeit dieser Entdeckung hat Zinzendorf unmittelbar, wo nicht verhindert, so doch verzögert. Denn wer das Christentum neben dieser neuen Welt aufbaut, der zieht seine Anhänger absichtlich von dieser heißen Tagesarbeit ab, er entzieht seine eignen persönlichen christlichen Kräfte der ganzen Entwicklung. Nur wo mit diesem und jedem Sonderchristentum gebrochen wird, wo wirklich die „weltliche," die bürgerliche Arbeit zur hohen Christenaufgabe wird, nur da kann die soziale Frage ihre Lösung finden. Wo es aber noch „christliche" Werke neben den weltlichen giebt, noch eine „Seelensache" neben der gewöhnlichen Arbeit, da hat man mit Bewußtsein der Welt ihre Freiheit gegeben. Die wird sie sich nicht so leicht wieder nehmen lassen.

Und nun das Letzte und Schwerste! „Ich behaupte dreist," erklärt Uhlhorn, „daß in der ganzen Kirchengeschichte kein zweites Beispiel solcher Vernachlässigung ganzer Schichten des Volkes zu finden ist." Und G. Hermann*) spricht die furchtbare Anklage aus: „Meine Brüder, ich kann von der Thatsache nicht hinweg: den Armen wird das Evangelium nicht gepredigt. Diese Thatsache ist entsetzlich." Sie ist es. Und wem die Berliner Kirchennot darüber noch nichts gesagt hat, dem mögen doch über unsern letzten Wahlen endlich die Augen aufgehen. Wie aber ist das möglich geworden? Gewiß, es wird der Ursachen, der nähern und fernern, viele geben. Unter die letztern gehört auch Zinzendorfs Christentum. Zinzendorf hat seine Gemeinden in der Volkskirche aufgerichtet. Dieses Ineinander ist aber in Wahrheit ein Nebeneinander. Ein solches aber kann der Protestantismus nicht vertragen. Im Katholizismus mögen Laien und Mönche ruhig neben einander hausen, weil sich doch über beiden die Kuppel der einen Priesterkirche wölbt. Wir aber besitzen keine Macht, welche die so auseinanderklaffenden Gegensätze zusammenzuhalten vermöchte. Daß die Volkskirche mit ihrem halben Glauben nicht die Hilfe der Ganzen aufrufen wird, versteht sich. Aber können denn die „Gemeinen" von sich aus den Trieb dazu empfinden? Sie werden zu sich herüberretten, was in der Volkskirche nicht versinken will. Aber diese selbst zu erhalten, können sie kein Verlangen spüren. Der halbe Glaube wird vollends Welt. Die Welt als solche kann niemand retten. „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Oft, sehr oft hat der Pietismus das auf sich angewandt. Wo aber diese Losung gilt, da hat unser kirchliches Elend seinen schärfsten Stachel verloren.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, diese Entwicklung ins einzelne hinein zu verfolgen. Aber ebenso wenig ist es möglich, mit diesem Ergebnis abzuschließen. Leibniz freute sich einmal über das Sinnbild des Mathematikers Bernulli, das eine Spirale mit der Aufschrift zeigte: Inclinata resurget (gedrückt schnellt sie wieder empor). Das dünkt mich auch wie ein Sinnbild des Protestantismus. Auf ihm lastet nicht nur der Katholizismus, der diesen Namen offen trägt, sondern fast mehr noch die unüberwundenen Reste desselben in seinem eignen Schoß. Hat aber Luthers „weltliches" Christentum bis auf diesen Tag sich noch nicht in ungeschwächter oder ungedrückter Eigenart auszuwirken vermocht, so soll uns niemand die Zuversicht rauben, daß es auch unter dem furchtbaren Druck, mit dem die Sozialdemokratie heute auf unsern Volkskirchen lastet, kräftiger emporschnellen wird als je. Grund zum Verzagen

*) Sozialdemokratie und Christentum, (Gotha, 1888) S. 5

wäre nur dann vorhanden, wenn Luthers Glaube selbst sich irgend schon als zerbrochene Sprungfeder erwiesen hätte. Aber Zinzendorfs in der Gemeinde weltabgeschiedne Frömmigkeit war nicht Luthers weltüberwindender Glaube. S E

Das vorläufige Ende des Altkatholikenprozesses in Bayern

Aus Bayern

2. Die nunmehrige Lage der Altkatholiken

So schroff und ungerecht man aber auch in Bayern gegen die Altkatholiken vorgegangen ist, so ist unsrer Ansicht nach für ihre Sache doch eigentlich nichts verloren; im Gegenteil — die dadurch herbeigeführte Klärung der Lage der Altkatholiken, ihre Herabsetzung zu einer Religionsgenossenschaft zweiter Klasse macht sie zur ecclesia pressa. Genießen sie nicht den vollen Schutz und die Gunst des Staates, so sind sie auf die eigne Kraft angewiesen und stehen nach wie vor im Schutz des Allerhöchsten. Diejenigen aber, die auch jetzt sich zum Altkatholizismus bekennen werden, gehören gewiß ganz und aus vollster Ueberzeugung dazu. Das ist auch etwas wert.

In der That, blickt man von der gegenwärtig geschaffenen Lage zurück auf die Entwicklung der altkatholischen Bewegung in Bayern, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß die Stellung und die Verhältnisse unsrer Altkatholiken von Anfang an etwas Unfertiges hatten und mehr und mehr etwas Unhaltbares annahmen. Als im Jahre 1871 Minister v. Lutz die Plazetirung der vatikanischen Dekrete und die gegen den Pfarrer Renftle in Mehring von dem Augsburger Bischof angerufene Hilfe des weltlichen Armes rundweg abschlug und den kirchlichen Maßregeln der geistlichen Gewalt jede Mitwirkung des Staates, jede Wirkung derselben auf die politischen und bürgerlichen Verhältnisse der davon Betroffenen quoad Vaticanum versagte, als er am 14. Oktober 1871 in der bayerischen Abgeordnetenkammer auf die Interpellation Herz und Genossen seine mit Recht berühmt gewordne zweiundeinhalbstündige Rede über die kirchenpolitische Lage hielt und in siegreicher Ausführung die „Staatsgefährlichkeit" der Beschlüsse des vatikanischen Konzils nachwies und aussprach:

> Die Regierung ist gewillt, die sich etwa bildenden altkatholischen Gemeinden als solche anzuerkennen, wie sie auch die einzelnen Altkatholiken als Katholiken anerkennt; ferner unter Abwehrung jedes Eingriffes der Kirche in das staatliche Gebiet die Hand zu bieten zu Gesetzen, welche die volle Unabhängigkeit der Kirche und des Staates von einander sichern:

da konnte man glauben, die bayrische Regierung werde im vollen Verständnis der ihr gewordenen Aufgabe und Gelegenheit eine neue Aera in Bayern einführen, es sei im zweitgrößten Staate des deutschen Reiches mit seiner überwiegend katholischen Bevölkerung von Staatswegen für den nichtinfallibilistischen Katholizismus freie Bahn geöffnet. Als ferner auf die Exkommunikation der Professoren Döllinger und Friedrich aus fast allen größern Städten und von den katholischen Universitäten Bayerns — aus München allein von 62 katholischen Dozenten — Zustimmungsadressen an Döllinger einliefen, ebendaselbst eine mit 12000 Unterschriften bedeckte Adresse an den König abging, die gegen Einführung und Verbreitung der neuen „gefährlichen Lehre" Protest erhob, als infolge einer von 1800 Katholiken zu München abgehaltenen Versammlung ein von Döllinger verfaßter und von einunddreißig namhaften Männern unterzeichneter Aufruf an die deutschen Katholiken erging, als Döllinger in diesem Jahre mit 64 gegen 6 Stimmen zum Rektor der hauptstädtischen Universität gewählt und die Senatorenstühle mit lauter Gegnern der Unfehlbarkeitslehre besetzt wurden, und als schließlich auf die am 5. und 6. August 1871 zu Heidelberg stattgehabte Delegirtenversammlung der große internationale Altkatholikenkongreß in München am 20.—24. September folgte, da glaubten wohl die allermeisten, der Altkatholizismus habe eine sichere Zukunft in Bayern.

Aber wie bald fielen schlimme Nachfröste auf die junge Saat! Die treffliche Organisation des römischen Kirchenwesens, die stramme Disziplin der Priester gegenüber ihren Bischöfen, der

Gemeinden gegenüber ihren Priestern, gerade von den frühern Gegnern der Infallibilität unter den Bischöfen nach altbekannter Renegatenart aufs rücksichtsloseste ausgeübt, das seit Jahrzehnten mit größter Ueberlegung von den Jesuiten eingeführte, gepflegte und geleitete katholische Vereinswesen und die katholische Presse thaten ihre Schuldigkeit. Was halfs, daß in Preußen durch die bekannten Maigesetze mit Schneidigkeit der sogenannte Kulturkampf inaugurirt, hier wie in Baden und Hessen-Darmstadt die mittlerweile (11. August 1873) vollzogene Wahl des Professor D. Reinkens zum altkatholischen Bischof für das deutsche Reich und die darauf erfolgte Organisation des deutschen altkatholischen Kirchenwesens staatlich anerkannt wurde? Der gehoffte Massenübertritt blieb aus, die römische Kirche sammelte ihre Scharen immer fester und fester, ihre Kerntruppen eröffneten gegen die Staatsregierungen in allen deutschen Volksvertretungen den wütendsten Kampf, der Altkatholizismus war bald in den meisten katholischen höhern Gesellschaftskreisen, besonders an den Höfen und beim Adel, geradezu geächtet, die Mehrzahl der Katholiken in den bürgerlichen, gebildeten Kreisen von religiösem Indifferentismus und Opportunitätsrücksichten beherrscht!

Und in Bayern war Herr v. Lutz gar schnell zu der für ihn maßgebenden Erkenntnis gekommen, daß die festgeschlossene römische Kirche und Hierarchie eine Macht sei, mit der er mehr noch im eigenen Interesse als in dem des Staates rechnen müsse. Auf seine großen Worte vom Jahre 1871 folgten nicht die entsprechenden Maßregeln und Thaten. Bald hatten es die bayrischen Altkatholiken zu verspüren, daß der Wind oben ganz anders wehe, als in jenen Tagen der Aufregung und der ministeriellen Kampflust. Die feierlich von den Vertretern des Staates für „staatsgefährlich" erklärte neue Lehre durfte ungehindert in alle Schulen eindringen, von der Kanzel und im Beichtstuhl verkündigt, in Schrift und Presse verherrlicht, die Gegner in der rohesten Weise verketzert und beschimpft werden; und seit 1877 auf Befehl Pius IX. in das tridentinische Glaubensbekenntnis aufgenommen, mußte auf sie von den Bischöfen, Priestern und Doktoren der Theologie der Eid abgelegt werden, was die bayrische Staatsregierung ruhig geschehen ließ. Dagegen wurden die altkatholischen Anträge und Beschwerden über die Mitbenutzung von katholischen Kirchen oder ihr Mitanteilrecht am katholischen Kirchenvermögen vom Ministerium äußerst schleppend behandelt oder gar nicht verbeschieden, die Bildung altkatholischer Gemeinden büreaukratisch erschwert, die Wahl des altkatholischen Bischofs Reinkens und die Organisation des altkatholischen deutschen Kirchenwesens für Bayern auf das abgegebene Rechtsgutachten einer vom Minister Lutz hierfür berufenen, infallibilistisch gesinnten Kommission von Rechtsgelehrten nicht anerkannt und nur stillschweigend geduldet, daß der genannte Bischof in bayrischen altkatholischen Gemeinden firmte und konsekrirte. Im bayrischen Landtage suchte und fand die ultramontane Partei immer neue Gelegenheit, das Ministerium zu Maßregeln gegen den Altkatholizismus aufzufordern. Unter der Ungunst dieser Verhältnisse ging es wohl mit der Bildung altkatholischer Vereine in nicht wenigen bayrischen Städten vorwärts, aber nicht mit der Bildung altkatholischer Gemeinden. Im Jahre 1874 waren in Bayern im ganzen vierzehn altkatholische Geistliche thätig, und man konnte die Gesamtseelenzahl auf etwa 15000 schätzen; aber nur in einigen Gemeinden erhielt sich der bayrische Altkatholizismus auf der Höhe. Manche der im ersten Anlauf gegründeten Gemeinden hielt nicht stand. In Kiefersfelden und Tuntenhausen ließ man sich die Exkommunikation der altkatholischen Pfarrer ruhig gefallen; in Mehring mußte nach langem Kampfe der wackere Renftle seinem Bedränger, dem Augsburgischen Bischof, endlich weichen; diese wie die obigen Gemeinden kehrten in den infallibilistischen Schafstall zurück. Dazu noch die von uns oben schon im allgemeinen berührte, auch in Bayern so weit verbreitete religiöse Gleichgiltigkeit bei der katholischen Bevölkerung! Man kann wirklich sagen, der Altkatholizismus erfuhr die Ungunst der Zeiten, wie sie kaum größer gedacht werden kann.

Tapfer und unerschrocken kämpfte er jedoch gegen diese mißlichen Verhältnisse und die ihn von allen Seiten immer mehr umringende Macht der römischen Kirche fort, in erster und er-

folgreichster Weise in seinem literarischen Organ, dem „Deutschen Merkur," der zu einer wahren Fundgrube für die Geschichte der altkatholischen Bewegung geworden ist und eine Fülle wertvoller Einzelheiten in Bezug auf die Entwicklung der katholischen Kirche vor und nach dem Vatikanum in jedem Jahrgange bringt. Unermüdlich arbeiteten die altkatholischen Seelsorger auf den ihnen zugänglichen Gebieten. Im Jahre 1879 fanden in München 16 Trauungen, 51 Taufen, 54 Beerdigungen statt, 190 Kinder besuchten den Religionsunterricht, 500 Erwachsene kommunizirten; in Kempten fielen 1878 26 Taufen, 24 Beerdigungen, 11 Trauungen vor. Beide Gemeinden erhielten sich zwar nicht auf gleicher Höhe, aber doch bei gutem Stande. Im Jahre 1883 wurden in Kempten 4 Trauungen, 16 Taufen, 12 Beerdigungen vorgenommen und 35 Kinder gefirmt. Die Gemeinde zählte 890 Seelen. In München fanden im Jahre 1884 7 Trauungen, 28 Taufen, 36 Beerdigungen statt, 48 Kinder wurden gefirmt und 187 besuchten den Religionsunterricht. In Mehring wurden im Jahre 1876 vom altkatholischen Pfarrer 11 Ehen eingesegnet, 79 Kinder getauft, 46 Personen beerdigt, 190 Kinder besuchten den Religionsunterricht, 52 wurden gefirmt. Gewiß ein blühendes Gemeindewesen! Die fränkische Diaspora wurde von Nürnberg und Erlangen aus so gut als möglich versehen. Treffliche religiöse Schriften, Erbauungsbücher, Katechismen u. s. w. erschienen. Der Zusammenhang mit dem deutschen Altkatholizimus wurde durch die jährlichen Firmungsreisen des Bischofs Reinkens nach Bayern, durch den Besuch und die Teilnahme an den Verhandlungen der altkatholischen Kongresse von Seiten bayrischer Deputirten aufrecht erhalten. Im Jahre 1883 wurde der bayerische altkatholische Landesverein zur Wahrung der Interessen und Rechte der bayerischen Altkatholiken gegründet. Im Jahre 1871 hatte der damals liberale Magistrat in München den Altkatholiken ein kleines Kirchlein auf dem Gasteig eingeräumt, 1882 seine inzwischen ultramontan gewordene Mehrheit es ihnen in brutaler Weise wieder entzogen; 1883 bereits hatte sich die altkatholische Gemeinde mit einem größtenteils aus freiwilligen Gaben und Sammlungen geflossenen Kostenaufwand von über 70000 Mark ein neues würdiges Gotteshaus erbaut.

Mittlerweile hatte sich in Preußen der so schneidig begonnene und so schwächlich durchgeführte Kulturkampf seinem unrühmlichen Ende zugeneigt. Zum zweitenmale in diesem Jahrhunderte wurde die preußische Diplomatie und Staatskunst von der römischen überwunden. Der Rückschlag auf Bayern konnte nicht ausbleiben. Minister v. Lutz suchte durch Konzessionen an die Bischöfe und entgegenkommende Haltung gegen die Kurie mehr und mehr seinen Frieden mit Rom und den Ultramontanen zu machen. Es gelang auch soweit, daß der Papst dem Prinzregenten im Jahre 1887 seine Zufriedenheit aussprach. Dies aber lag nicht im Plane unsrer Intransigenten. Neue Intriguen wurden in Rom angesponnen; die bekannte Eingabe des bayerischen Episkopats an das kgl. Staatsministerium vom 14. Juni 1888, die darauf erfolgte Antwort vom 28. März 1889, welche abermals von der Friedensliebe der maßgebenden Kreise Zeugnis gab, der im September vorigen Jahres in München abgehaltene Katholikentag und das sich daran anschließende, in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus geradezu beispiellos dastehende Auftreten der ultramontanen Kammermehrheit im bayrischen Abgeordnetenhause zerstörte unbarmherzig alle Illusionen. Dem dabei wiederum und ganz besonders auch von Seite des **protestantischen** Ministers von Crailsheim als Vertreters des erkrankten Freiherrn v. Lutz oft in einer der Staatsregierung kaum mehr würdigen Weise an den Tag getretenen Bestreben, den ultramontanen Sturm durch Nachgiebigkeit zu beschwichtigen, mußten die Altkatholiken, nachdem mit Döllingers Tode der letzte Grund etwaiger Rücksichtnahme weggefallen war, in der von uns dargelegten Weise zum Opfer fallen.*)

Wir können jedoch nicht umhin, am Schlusse unsrer Darstellung der innern und äußern Ursachen, welche ein kräftiges Gedeihen des Altkatholizismus bei uns lähmten und hemmten und endlich in die neueste Katastrophe ausmündeten, auch noch eine andre, unsrer Anschauung nach in ihm selbst liegende, zu berühren. Das ist, man verzeihe uns den Ausdruck, die altkatholischerseits hartnäckig festgehaltene Fiktion, als bedeute der 18. Juli 1870 in der Geschichte der römisch-katholischen Kirche **rein und allein einen Bruch mit ihrer ganzen Vergangenheit.** Das mag ja **formell** richtig sein; aber es vollzog sich doch damals auch **zugleich eine Entwicklung ihres eigentlichsten innern Prinzips** und ein Abschluß durch Jahrhunderte gehender geschichtlicher Vorgänge. Das ist die **materielle** Seite der Frage, und diese allein fällt, wie uns dünkt, noch auf lange Zeit hinaus in den geistigen Horizont des römisch-katholischen Volkes.

K-N

Die Fortbildung des kirchlichen Gemeindelebens

3. Seelsorgegemeinden

Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Dies Wort bezeichnet den Anfang eines ganz neuen Lebens in unserm Geschlechte. Mit ihm hat Christus der Herrlichkeit der ganzen damaligen Welt sich entgegengestellt und sie für nichtig erklärt. Auf Eins nur kommt es an, auf die Rettung der einzelnen Seele. Jede Menschenseele ist von höherem Wert als die ganze Welt. Eltern, die ihr Kind verloren haben, finden auch in dem besten fremden Kinde, das sie in ihr Haus aufnehmen, keinen Ersatz. Kinder, die ihre Eltern verloren haben, finden auch in dem liebevollsten Familienkreise das nicht wieder, was ihnen ihre Eltern waren. Man mochte in Athen die Schönheit und die Wahrheit, in Rom die bürgerliche Ordnung entdecken, im jüdischen Volke aber alle Einzelnen auf die Vollbringung guter Werke einüben — der erste und zwar der gewaltigste Seelsorger, treu bis in den Tod, ist nur der Eine gewesen, Christus. Seine Seele lebte Ein Leben mit der jedes Menschen, der ihm begegnete. Er fühlte seine Schuld als die eigne, und seine Rettung war ihm die eigne Erfüllung des göttlichen Willens. Seinen Gemeinden hat er als sein Vermächtnis die Pflicht zurückgelassen, dies Werk fortzusetzen, das sein Lebensberuf gewesen war.

Sollen die christlichen Gemeinden die Verantwortung für jedes einzelne ihrer Glieder, die ihnen auf die Seele gelegt ist, tragen, so muß in der Gemeinde, mindestens bei ihren Leitern, jedes einzelne Gemeindemitglied bekannt, d. h. die Gemeinden müssen klein, ich möchte sagen durchsichtig sein. Es hat sich mir bewährt, die Zahl Fünftausend für unsre Zeit als Norm anzunehmen. Bei ihr ist annähernde Kenntnis noch möglich. Bei gutem Willen ist sie auch erreichbar. Und sie läßt, kommt einmal eine bessere Zeit, eine Teilung noch zu. Für je fünftausend Gemeindemitglieder, nach Dresdner Verhältnissen für einen Stadtteil von etwa zweihundert Häusern, ist ein Geistlicher anzustellen und ein Kirchenvorstand zu erwählen. Diese haben vor allem ein Verzeichnis der Gemeindemitglieder anzufertigen. Denn eine Gemeinde muß doch vor allem wissen, wer zu ihr gehört. Wird nun dem Kirchenvorstande bekannt, daß ein einzelnes Gemeindemitglied oder eine Familie unter irgend einer Not Leibes oder der Seele leidet, so bittet er einen Hausvater, womöglich einen solchen, der in demselben Hause wohnt, daß er des bedrängten Gemeindemitgliedes oder der bedrängten Familie andauernd mit Rat und That sich annehme. Letzteres natürlich auf Kosten der Unterstützungskasse, die bei

*) Nachträglich, weil erst mittlerweile bekannt geworden, ist dabei noch anzuführen, daß in den beiden bischöflichen Diözesen Eichstädt und Regensburg — letzteres ist bekanntlich seit lange der eigentliche Herd unsers ultramontanen Intransigententums — die Stellung der Altkatholiken gegenüber dem Staate und der katholischen Kirche unverändert geblieben ist. Die Bischöfe dieser beiden Bistümer haben es vorgezogen, sich dem Schritte des erzbischöflichen Kapitularvikariats München und dem Beispiele ihrer übrigen Kollegen **nicht** anzuschließen. Herr v. Lutz hatte deshalb bis jetzt keinen Anlaß, die Erklärung vom 2. April (siehe Spalte 421) auch auf **diesen** Teil der bayrischen Altkatholiken auszudehnen, wie dies für die Altkatholiken der übrigen Diözesen in den letzten Tagen geschah, und es ergiebt sich daraus die auch für die Staatsregierung keineswegs erfreuliche Situation, daß wir in Bayern nunmehr **zweierlei** Altkatholiken haben, und ihre Maßregelung durch v. Lutz doch nur eine halbdurchgeführte Maßregel bleibt.

jeder Gemeinde zu führen ist. Wenn ein Gemeindemitglied durch eigne Schuld in Not gekommen ist, so leitet der ihm zum Helfer bestellte Hausvater Schritt für Schritt es an, sich emporzuarbeiten. Wird diese erziehende Hilfe verschmäht, so mag dem Kirchenvorstande darüber berichtet werden, damit er durch eins seiner Mitglieder einen erneuten Versuch machen kann. Ist auch das vergeblich, so hat die Gemeinde ihr Gewissen gerettet. Sie kann dann ohne inneren Vorwurf ihre Hand zurückziehen.

Mit den Fällen, in denen zu helfen ist, mehrt sich die Zahl der helfenden Hausväter. Sie werden zu einem Verbande vereint, den der Kirchenvorstand ab und an um sich versammelt. Man tauscht die gemachten Erfahrungen aus und verabredet die notwendigen gemeinsamen Regeln für das einzuschlagende Verfahren. Es kann nicht ausbleiben, daß diese Unterredungen zur Erörterung allgemeiner christlicher Wahrheiten führen und für den ganzen Kreis eine fortgehende Förderung des christlichen Lebens werden. Ist durch den Hausväterverband ein persönlicher Verkehr der aktiven Gemeindemitglieder zu stande gebracht, so wird die ganze Gemeinde an Familienabenden zu geselligem Zusammensein vereinigt. Da werden die Gemeindemitglieder in zwanglosem Verkehr bekannter miteinander; es entsteht ein geistiges Band, das sie verknüpft.

Das ist das höchst einfache Verfahren, durch das man freilich nicht im Handumdrehen, wohl aber durch jahrelange unbemerkte und mühevolle Arbeit zur Bildung wirklicher, d. h. lebendiger Gemeinden kommen kann. Dies Verfahren ist echt protestantisch; denn es beruht auf dem Wirksammachen der in der Gemeinde vorhandenen christlichen Persönlichkeiten, auf der Anwendung des allgemeinen Priestertums aller Christen. Es ist frei von der Gewissensqual und der priesterlichen Ueberhebung, mit der die katholische Seelsorge, die Ohrenbeichte, verknüpft ist. Es ist auch viel wirksamer als sie, weil dabei der Einzelne stetig geleitet, eben erzogen, nicht bloß ab und an einmal beeinflußt wird. Es leistet auch, was die Seelsorge, die man bisher von den Geistlichen allein gefordert hat, nie zu leisten vermag. Wir erhalten dadurch thätige Gemeinden. Und überall kann die Teilnahme für eine Angelegenheit nur dadurch erweckt werden, daß man alle verfügbaren Kräfte zur Mitarbeit heranzieht.

Ordnet die Verfassung einer Landeskirche die Einsetzung von Kirchenvorständen an und giebt sie diesen die Freiheit, deren sie bedürfen, um die gottesdienstlichen Einrichtungen aufrecht zu erhalten und eine Gemeindeseelsorge in Gang zu bringen, so haben wir damit zufrieden zu sein. Alle weiteren Kirchenbaupläne, etwa die Bestrebungen, Bischöfe einzusetzen, sind phantastische Uebereilungen, die nur verwirren und schaden können. Ein halbes Jahrhundert wird vergehen, ehe wir thätige und lebensvolle Gemeinden haben. So haben wir für ein halbes Jahrhundert Arbeit genug. Das möge uns genügen. Aber allerdings ist von den vorhandenen Kirchenregimenten mehr Initiative, ein tieferes Eingreifen in das Leben der Kirche, zu fordern. So besonnen und maßvoll sie auch vorgehen müssen, so haben sie doch Schritt für Schritt die Bildung arbeitsfähiger Seelsorgegemeinden zu erzwingen und namentlich bei den Kirchenvisitationen nicht bloß zu fragen, ob die Verwaltung und etwa der Kirchenbesuch gut sind, sondern auch, ob die Gemeindeseelsorge im Gange ist. Denn das steht fest: der einzelne Geistliche mag sich in seinem Bezirke, um das angegebene Ziel zu erreichen, tot arbeiten — wird diese Arbeit nicht von dem Willen der ganzen Provinzial- oder Landeskirche getragen, so wirft er Samen in das Meer. Wir wollen uns darüber freuen, daß die bestehenden Kirchenregimente noch ihre volle Macht besitzen; aber wir wollen von ihnen fordern, daß sie diese Macht benutzen, das durchzusetzen, was für uns das Notwendigste ist, die Bildung thätiger Gemeinden.

Hat man eine große Gemeinde, etwa von 20 000 Mitgliedern, und eine große Kirche, so teilt man die Gemeinde zunächst in vier Bezirke und stellt für jeden einen Geistlichen an. Man hat dann für jeden Bezirk einen Hausväterverband*)

*) Vgl. vor. Jahrg., Nr. 34, Sp. 686 f. D H

zu bilden und dem einen Vorstand zu geben, dem der Bezirksgeistliche und die im Bezirke wohnenden Kirchenvorsteher angehören müssen. Das mag der erste Schritt sein, zu gesunden Verhältnissen zu kommen; begnügt man sich aber damit, so hat man eine halbe Maßregel getroffen, und der Rückgang wird nicht ausbleiben. Der Bezirk muß einen besondern Kirchenvorstand erhalten, zur Gemeinde werden und durch ein starkes Gemeindebewußtsein zur vollen Kraft heranreifen. Dadurch erwacht ein Gemeindeehrgefühl, das auch den Einzelnen hält und trägt, und ein Wettstreit der Gemeinden, durch sittliche Tüchtigkeit einander zu übertreffen. Und wenn zunächst auch nur im Alleräußerlichsten jeder Kirchenvorstand es den andern zuvorzuthun sucht, etwa darin, daß in seiner Gemeinde keine Familie von dem Hauswirt auf die Straße gesetzt ward, daß das Gericht für jedes Kind einen tüchtigen Vormund, jeder Knabe einen braven Lehrmeister findet — nur anfangen wenigstens, Gott hilft schon weiter. Allmählich spürt man auch im öffentlichen Leben die Wirksamkeit der Gemeinde. Sie sucht aus ihrem Bezirke die Branntweinhöhlen, die Stätten unzüchtiger Tanzvergnügungen und, wo sie noch bestehen, die Pflegstätten der Unzucht los zu werden. So bricht das christliche Gewissen immer mehr sich Bahn.

Sind mehrere Gemeinden auf eine Kirche angewiesen, so hat natürlich jeder Geistliche die kirchlichen Handlungen in seiner Gemeinde wahrzunehmen. In die Gottesdienste, die in der Kirche zu halten sind, teilen sich die Gemeinden gleichmäßig. Allmählich aber muß man dafür sorgen, daß auch jede der Gemeinden, in deren Bezirk die Kirche nicht steht, eine besondere Versammlungsstätte erwirbt, damit sie mindestens zu den Abendgottesdiensten sich gesondert versammeln kann. Da hört sie nur ihren Geistlichen. Da kann er im Zusammenhange ihr die christlichen Heilswahrheiten vortragen. Den Aufwand, den die Kirche fordert, tragen die Gemeinden gemeinsam, etwa so, daß jede nach dem Maße ihrer Kirchenanlagen dazu beisteuert. Gemeinsame Parochialkassen für mehrere Gemeinden oder gar für eine ganze Stadt haben nach meinen Erfahrungen sich niemals bewährt. Sie führen zu Zwist, zu einem teuern Haushalt und zum Stillstand. Wo kleine Gemeinden neu sich bilden, da wird es gut sein, die Kirchen so zu bauen, daß außer dem gottesdienstlichen Raume noch ein Raum für die Familienabende vorhanden ist. Stünde ich allein in einer solchen Gemeinde, so würde ich am Morgen meine Predigt halten, am Abend in dem für die geselligen Vereinigungen bestimmten Nebenraume einen Vortrag über die unzählbaren Dinge, die ein Christ wissen muß, über die man aber, mindestens erschöpfend, in keiner Predigt reden kann, z. B. über Berufswahl, über Sparsamkeit, über Kindererziehung, über des Christen Stellung zu den sozialen und politischen Kämpfen, über unchristliche eben aufbrechende Tagesmeinungen, über Geschichte des sozialen Lebens, des Vaterlandes und der Kirche. Wissen die Gemeindemitglieder, daß sie regelmäßig eine edle, christliche Geselligkeit finden, so nimmt der Wirtshausbesuch ab. Wir brauchen dann auch nicht mehr die vielen, nur unsre Kraft zersplitternden kirchlichen Vereine. Bei den Familienabenden läßt sich alles besprechen, was kirchlich notwendig ist, und für alles wirken. Da ist auch die Möglichkeit gegeben, daß ohne die Störung der kirchlichen Ordnung ein erfahrener christlich gesinnter Laie aus seinen Erfahrungen der Gemeinde die Unentbehrlichkeit der Religion Jesu bezeuge, ein Lehrer, ein Arzt, ein Richter, ein Beamter der Verwaltung, ein Kaufmann, der zu sprechen vermag.

In Betreff der Laien beruht die beschriebene Einrichtung auf der Liebe, die nicht bloß unter Freunden und Gesinnungsgenossen, sondern pflichtmäßig überall sich zu bethätigen vermag, wo es notwendig ist. Diese Liebe habe ich bei den Hausvätern, die ich in meinem Bezirke um ihre Mitarbeit gebeten habe, überall gefunden. Es ist mir nie pharisäisch geantwortet worden: Ich halte mich nur zu denen, die mir sympathisch sind. Bei den Familienabenden hat man darauf gehalten, daß doch ja in vollem Maße alle Standesunterschiede zurücktraten. Wie mildernd und versöhnend werden also, sobald sie allgemein in das Leben getreten sind, in dieser Zeit des Standeskampfes

wahre Kirchgemeinden, ihrem Berufe entsprechend, wirken. Die Bedrängten werden fühlen, daß sie hier doch eine Zuflucht und für die besten Gefühle ihrer Herzen eine Heimat haben. Davon ist jetzt, wo man zur Kirche und aus ihr wie zu und von einem Konzert geht, ohne Teilnahme für einander, nichts zu spüren. Man ist in der Gemeinde gleichgiltig gegen einander; darum ist man auch gleichgiltig gegen die Gemeinde.

Für die Geistlichen wird diese Einrichtung, wenn ich nach meinen Erfahrungen urteilen darf, der Beginn eines neuen Lebens und neuer Berufsfreudigkeit sein. Wie habe ich im Dienste (man verzeihe der Kürze wegen den Ausdruck) der Kultuskirche mich bemüht! Welche unendlichen Qualen habe ich ertragen, wenn immer wieder die beklagenswertesten Erscheinungen mir entgegentraten, und ich mir immer wieder sagen mußte: Es ist alles umsonst. Da fiel mirs wie Schuppen von den Augen, als ich erkannte: Willst du die Gemeinde gewinnen, so mußt du die Einzelnen gewinnen; Stein auf Stein fügen, das nur giebt einen soliden Bau; und da du allein diese Arbeit nicht bewältigen kannst, so suche dir Bauleute, sei du der Baumeister. Mit wahrem Jubel höre ich nun alle die Bitten an, die täglich an mich gebracht werden. Ich freue mich, in die kleinsten Kleinigkeiten, in die alltäglichsten Dinge helfend eingreifen zu müssen. Gern habe ich darauf verzichtet, in der Wissenschaft, die ich für mein Lebenselement hielt, etwas zu leisten. Wenn auch nur Eine verfallene Familie vor meinen Augen sich emporhebt, dann bin ich zufrieden. Es wächst und wird nun doch etwas vor meinen Augen. Ich weiß, wozu ich da bin, und daß, was hier erreicht wird, unmöglich bloßer Schein sein kann, wie so oft der Erfolg der Predigt. Vor langen Jahren bin ich einmal mit dem seligen Rothe abends durch die Straßen von Heidelberg gegangen. Wir sprachen von der zweiten Auflage seiner Ethik. Da sagte er: Ich wünschte, ich brauchte das Buch nicht zu machen; ich liebe den Umgang mit meinen Schülern, die Schriftstellerei ist nicht mein Beruf. Ich war damals höchst überrascht, dies Wort aus dem Munde des bedeutendsten theologischen Schriftstellers seit Schleiermacher zu vernehmen; aber wie dankbar habe ich seitdem oft daran gedacht.

Aber nicht bloß die volle Berufsfreudigkeit, sondern auch die Eintracht wird man den Geistlichen geben, beginnt man wahre Seelsorgegemeinden in das Leben zu rufen. Im Angesicht der ungeheuern sozialen und sittlichen Not, zu deren Aufarbeitung wir den größten Teil beizutragen haben, treten die dogmatischen Zwiste gar bald zurück und die großen christlichen Zentralwahrheiten so mächtig als die einzigen Rettungsmittel hervor, daß man sofort sich schämt, jemals in den Meinungskampf verstrickt worden zu sein. Man sieht, welche Dienste andern ihre abweichenden Meinungen in der gleichen Arbeit leisten. Man berichtigt darnach die seinen oder wird in ihnen bestärkt. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; dies friedlich wirkende Kriterium der Wahrheit übt seine Kraft. Und neben stiller wissenschaftlicher Arbeit durch die Erfahrung weiter geführt zu werden, das heißt doch, durch Gott selbst Klarheit um Klarheit zu empfangen. Das ganze parteiische Wesen, das unsre Kirche zersetzt, ist doch auch eine Folge davon, daß wir keine Gemeinden haben. Es gehört mit zu den Reizmitteln, die dazu helfen sollen, den fehlenden inneren Zusammenhang der Gemeindemitglieder durch persönliche Anhängerschaften zu ersetzen. Hat die Ueberzeugung sich Bahn gebrochen, daß der Schwerpunkt des Gemeindelebens in einer regen Gemeindeseelsorge liegt, dann zieht ganz von selbst jeder gewissenhafte Mensch den berufsfreudigen Geistlichen der andern Richtung dem weniger berufsfreudigen der eignen vor. Man fragt: Was ist und was leistet der Mann? Nicht mehr: Wie bringt er das sich zum Bewußtsein, was Gott an ihm und durch ihn und an der ganzen Christenheit thut?

Es ist aber jeder Versuch, wirkliche Seelsorgegemeinden zu schaffen, vollkommen vergeblich, so lange nicht der Grundsatz sich Bahn bricht, daß (abgesehen von Ausnahmen) immer nur Ein Geistlicher in jeder Gemeinde sein darf. Wenn der Geistliche seiner Gemeinde einem Gemeindemitgliede nun einmal durchaus unerträglich ist, so mag es sich zu dem einer

andern Gemeinde halten und das vielleicht dem Kirchenvorstande anzeigen. Aber wo auch nur zwei Geistliche die Verantwortung für die Gemeinde tragen sollen, da trägt sie natürlich keiner. Es findet dann eben eine Gruppenbildung innerhalb der Gemeinde statt. Jeder der beiden Geistlichen macht sich Sorge, in die Personalgemeinde des andern einzugreifen. Er thut weniger, als er könnte. Die ihm persönlich nicht Bekannten, also die gerade, die in der Regel der Hilfe am meisten bedürfen, bleiben verabsäumt. So zerfällt die Gemeinde, wie jede Kompagnie, jede Schule, jede Familie zerfallen würde, wenn man zwei Leiter an ihre Spitze stellte. Besteht wirklich eine Gemeindeseelsorge, so hat der Geistliche vor allem die Aufgabe, sie zu ordnen und im Gange zu erhalten, für jeden Fall, in dem zu helfen ist, den Helfer zu erwählen. Diese Arbeit ist vollkommen unteilbar. Teilt man sie doch, so hört sie auf. Eine Gemeinde ist das höchste Kunstwerk, das gedacht werden kann. Es muß ein Werk aus Einem Gusse sein, oder es besteht gar nicht.

Für seine Arbeit hat der Geistliche natürlich seinen Gehalt zu empfangen. Aber weiter nichts. Die persönlichen Geschenke, die meist noch zugelassen sind, gefährden die Freiheit des Geistes und bringen ein fremdes Element in das Verhältnis des Geistlichen zu den Gemeindemitgliedern, das rein nur ein Verhältnis des Gewissens und der Pflicht, ein ganz ideales sein muß. Die Behörde (vielleicht im Einvernehmen mit der Synode) mag die Gehalte der Geistlichen festsetzen. Auch in den Kirchenvorständen darf nie von ihnen die Rede sein. Man mag nach den örtlichen Verhältnissen die Gehalte verschieden bestimmen; aber besser oder schlechter dotirte Stellen darf es nicht geben. Ein Geistlicher darf nie, „um sich zu verbessern," aus einer Gemeinde in die andre übergehen. Nur durch diese Bestimmungen wird äußerlich die Ehre der Geistlichkeit gewahrt. Und man bedenke doch, welche Fesseln man der Weiterentwicklung der kirchlichen Einrichtungen durch das Geschenk- und Gebührenwesen anlegt. Man kommt oft nur deshalb nicht dazu, die Gemeinden zu verkleinern, weil man die Einnahmen des Geistlichen nicht vermindern kann.

Nur dann, wenn man sich entschließt, in der angegebenen Weise von der Bildung kleiner Seelsorgegemeinden auszugehen, kann man hoffen, die vorhandenen kirchlichen Notstände allmählich zu heben. Man stellt für etwa je 5000 Gemeindemitglieder einen Geistlichen an. Man errichtet einen Kirchenvorstand. Man bringt die Seelsorge in Gang. Der Geistliche vollzieht die Amtshandlungen. Dann mag zunächst ein ermieteter Saal den Zusammenkünften der Gemeinde dienen. Wir sehen an unsern Diasporagemeinden, wie die erwachte Liebe weiter hilft. Erst die Gemeinde, dann die Kirche — das ist der einzig richtige Weg. Die großen Städte werden nie ihre kirchliche Not überwinden, bestehen sie darauf, nur dann eine neue Gemeinde zu bilden, wenn eine Million zur Verfügung steht, um ein Pfarrhaus und eine monumentale Kirche zu bauen. Bei diesem Vorgehen sind immer zwei Gemeinden notwendig geworden, ehe man eine gebildet hat.

4. Widerspruch

Die soeben dargelegten Gedanken beginnen immer mehr sich Bahn zu brechen. Bei den verschiedensten kirchlichen Richtungen haben sie Zustimmung gefunden. Aber es hat auch am Widerspruch nicht gefehlt. Ich habe daher die Pflicht, die wichtigsten Einwände zu prüfen.

Zunächst widersetzen sich die künstlerisch gerichteten Freunde der Kirche dem Vorschlage, wo nichts weiter zu erreichen ist, mit Einrichtungen, wie ich zuletzt sie beschrieben habe, sich zu begnügen. Die Kirche müsse würdig, also mit monumentalen Bauten, neben den andern in einer Stadt vertretenen Korporationen und Einrichtungen stehen; sonst werde sie gering geachtet. Am geringsten aber achtet man sie da, wo sie in großen Stadtteilen gar nicht vorhanden ist. Die beste Repräsentation der Kirche ist das christliche Leben ihrer Gemeinden, nicht die Monumentalität ihrer Bauwerke. Wer es über sich bringt, wenn er diese nicht beschaffen kann, das Nichts der treuen Arbeit an den Seelen vorzuziehen, der hat kein Recht, von denen

gehört zu werden, die wirklich Mitgefühl mit der sittlichen Not unsers Volkes haben.

Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt zu unsrer Frage eine andre Richtung ein, die ich die enthusiastische nennen möchte. Sie sagt: Die ihr das Heil der Kirche in der Zahl der Geistlichen und Gemeinden sucht, ihr versteht nichts vom Reiche Gottes. Auf diese Einrichtungen kommt es nicht an, sondern darauf, daß die Prediger vom rechten Geiste erfüllt sind. Könnt ihr das nicht erreichen, so ist all eure Sorge und Arbeit umsonst. Das ist vollkommen richtig. Ohne den rechten Geist ist das Wachstum des Gottesreiches unmöglich; und kirchliche Einrichtungen können ihn nicht schaffen. Aber Abwarten und Nichtsthun schaffen ihn auch nicht. Die Armeen siegen durch ihre Tapferkeit, die keine Einrichtung in den Seelen zu entzünden vermag. Schafft man aber keine Armeen, so kann nicht gesiegt, die Tapferkeit nicht bethätigt werden. Wir pflanzen und begießen; aber Wachstum und Gedeihen kommt von Gott. Wir sind aber überzeugt, daß Gott es dann giebt, wenn wir unsre Pflicht thun, nicht wenn wir müßig zuwarten. Stellen wir überhaupt keine Prediger an, wählen wir keine Seelsorger unter den Hausvätern der Gemeinde aus, so kann Gott auch durch keine den heiligen Geist geben. Natürlich werden wir bei unsrer Wahl möglichst solche zu treffen suchen, die ihr Amt im rechten Geiste verwalten.

Die dritte Richtung hält uns entgegen: Das Wort thut es, nicht die Einrichtung. Auch dem stimmen wir durchaus zu. Wir wüßten auch gar nicht, wie unsre Seelsorger, wenn auch der Eindruck ihrer Person und ihrer Werke herzgewinnend wirkt, ohne das Wort die Trauernden trösten und die Irrenden auf den rechten Weg leiten sollten. Die Gegner, die dieser Richtung angehören, haben sich aber gewöhnt, Wort und Predigt zu verwechseln. Sie machen sich gar nicht klar, daß der Prediger, wenn auch in andrer Form, doch gar nichts andres zu bieten vermag, als der Vater dem Kinde, das er erzieht, der Freund dem Freunde, den er zurechtweist. Gesetz und Evangelium, das ist doch immer der Inhalt der Rede, die eine sittliche Wirkung ausüben soll. Und das ist ja gerade die erhabene Ueberzeugung des Protestantismus, daß die Verkündigung von Gesetz und Evangelium nicht bloß den Priestern anvertraut und nicht an die kirchlichen Versammlungen gebunden ist, sondern alle Verhältnisse durchdringt. Das Wort Gottes durch die Gemeindeorgane gleichsam in Gang zu bringen, daß es jeden Einzelnen erreichen und in jede Familie eintreten kann, das ist der Zweck der Einrichtung, nach der wir streben. Es soll nicht bloß in der Mitte jeder Gemeinde ein Brunnen sein, in dem das Wasser des Lebens quillt, sondern es soll durch Kanäle in jedes Haus geleitet werden. Kann man das tadeln? Kann man es in einer Zeit verwerfen, in der die Sitte die Gemeindemitglieder nicht mehr zu jenem Brunnen führt, sondern die freiwillige Teilnahme erweckt werden muß?

Hier tritt uns nun die vierte der Richtungen, die der Bildung lebendiger Gemeinden widerstreben, entgegen. Sie sagt: Was soll dieser große Apparat? In der Predigt ist der Brunnen des Heils gegeben. Aus ihm mag schöpfen, wer darnach ein Verlangen hat. Wer nicht kommt, der bleibt durch seine eigne Schuld fern; die Gemeinde hat das nicht zu verantworten. In der Schule und im Konfirmandenunterricht ist jedem Gemeindemitgliede gesagt worden, wo das Wort Gottes zu finden ist. Wer es da nicht aufsucht, der hat kein Verlangen darnach. Und jemandem das Wort Gottes wider seinen Willen darbieten, das heißt doch nur den Widerspruch in ihm wachrufen oder mindestens verstärken. Gott nimmt einen jeden in seine Schule. Wer nicht hört, der muß fühlen. Und wenn er fühlt und doch nicht hört, dann muß man ihn eben untergehen lassen. Diesem Widerspruche gegen unsre Pläne liegt zuweilen bewußt, zuweilen unbewußt eine etwas katholisirende Anschauung vom kirchlichen Amte zu Grunde. Der katholische Priester soll in der Regel nur dann in das Haus eines Gemeindemitgliedes gehen, wenn er in ihm eine kirchliche Handlung zu verrichten hat, also nicht Seelsorge in unserm Sinne treiben. Die katholische Form der Seelsorge ist die Ohrenbeichte; und alle Arbeit des katholischen Priesters an den Einzelnen hat durch die Darreichung der Sakramente zu erfolgen. Bei uns kann natürlich die Zurückweisung der nicht an gottesdienstliche Handlungen sich bindenden Seelsorge nur aus psychologischen, aus Zweckmäßigkeitsgründen erfolgen. Wir haben diese Gründe vernommen. Wie aber könnte man ihnen zustimmen? Liebe beweist es doch nicht, wenn ich einem Ertrinkenden nicht wenigstens die rettende Hand darbiete. Ob er sie annimmt, das steht freilich bei ihm. Ich aber will und muß das Bewußtsein haben, daß es an meiner Bereitwilligkeit nicht gefehlt hat. Und warum muß denn jede Darbietung der Rettung zum Widerspruch reizen? Das wahre Urteil über die Sünder ist und bleibt doch immer das: Sie wissen nicht, was sie thun. Auch die Widerstrebenden tragen doch zumeist einen Stachel in sich. Es kommt nur auf die rechte Behandlung an. Amalie Sieveking kam einst zu einem Manne, der seine Gesundheit und sein Leben ruinirt hatte. Barsch sagte er ihr: Ich will mir nicht helfen lassen. Sie erwiderte: Dann sind Sie ja doppelt hilfsbedürftig; und der Mann ward andern Sinnes. Man bedenke nur, wie viele Tausende nur durch die Umgebungen, in denen sie ihre Kindheit und ihre Jugend verleben, sich in das Verderben ziehen lassen. Sie haben die Anschauung einer bessern Gestaltung des Lebens verloren. Soll man sie ihnen nicht darbieten, weil sie nicht in der Kirche diesen Anblick suchen? Und wenn ich von den Verlorenen nur wenige retten könnte, werden nicht Tausende mittelbar gerettet, wenn die Rettungsarbeit nicht ruht? Die Strafrechtspflege mag an den Verurteilten wenig Erfolg haben; den Erfolg aber hat sie gewiß, daß weniger zu verurteilen sind, als zu verurteilen wären, wenn sie fehlte. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß ich nicht auf die Rettung gar vieler durch die Gemeindeseelsorge hoffte. Das Gottvertrauen ist doch sehr gering, wenn es nicht auch Vertrauen auf die von Gott geschaffene Menschenseele ist. Aber auch dann, wenn alle Gemeindemitglieder, die in die Kirche gehören, in die Kirche kämen, auch dann würde die Gemeindeseelsorge eine unabweisbare Notwendigkeit sein. Jeder Erzieher weiß, daß das sittliche Leben eingeübt werden muß, daß es gar nicht genügt, die Zöglinge zu erbauen. Sittlichkeit ist die Kunst, recht zu leben. Man lernt aber keine Kunst dadurch, daß man Kunstwerke schaut. Unter den Augen und unter der Leitung des Lehrers muß der Schüler Schritt für Schritt in der Technik weiterkommen. Nun giebt es Tausende von Männern und Frauen, von Hausvätern und von Müttern, die ihrer Lebensaufgabe gegenüber wie unmündige Kinder sind. Soll kein Erzieher versuchen, ihnen zurecht zu helfen? Wie manche Familie bringt man empor, wenn man unter Gewährung der nötigen Hilfe und durch freundlichen Zuspruch sie anleitet zur Reinlichkeit, zur Sparsamkeit, zu richtiger Pflege und Behandlung der Kinder. Und das sollte man nicht thun? Man sollte ihnen sagen: Kommt in die Kirche oder geht unter? Menschenfreundlich und christlich scheint mir das nicht gerade zu sein.

Genau in derselben Weise, nur aus andern Gründen, widersetzt sich der Einführung einer geordneten Gemeindeseelsorge endlich noch die Richtung, der die Aufrechthaltung der protestantischen Freiheit vor allem am Herzen liegt. Nach ihrer Meinung ist es nicht evangelisch, durch ein solches über alle Gemeinedemitglieder ausgebreitetes Netz jeden Einzelnen gleichsam in die Gemeinde einfangen zu wollen. Die Sittlichkeit, die auf so gewaltsame Weise erreicht werde, sei wertlos. Das Gemeindeehrgefühl führe zur Gemeindetyrannei. Nur in Ortsgemeinden sei eine so straff organisirte Seelsorge möglich. Durch diese aber werde der Geistliche in so hohem Maße in seinem Bezirk in Anspruch genommen, daß er Amtshandlungen in fremden Bezirken gar nicht vollziehen könne. Damit falle die protestantische Freiheit dahin. Es sei bei dieser Einrichtung, wenn auch nicht verboten, so doch thatsächlich unmöglich gemacht, für kirchliche Handlungen den Geistlichen zu wählen, zu dem man Vertrauen habe. Das letztere kann geschehen. Man wird dann aber sein Vertrauen seinem Bezirksgeistlichen zuwenden müssen. Und man wird hoffentlich finden, daß er dies Vertrauen in vollem Maße verdient. Er wird dies Vertrauen ehren und zart die Eigentümlichkeiten dessen schonen, der die kirchliche Handlung von ihm begehrt. Wo wirklich eine persönliche Freundschaft oder doch sonst ein dringendes Bedürfnis

vorliegt, da wird immer unschwer berechtigten Wünschen zu entsprechen sein. Auch das kann sein, daß ein Gemeindemitglied zunächst nur widerstrebend den ihm gegenüber von seinem Seelsorger oder von dem Gemeindeehrgefühl geltend gemachten Forderungen sich fügt. Aber fügen nicht wir alle uns bei jedem Fortschritte des innern Lebens erst widerstrebend dem Willen Gottes, bis wir ihn lieb gewinnen und endlich mit ihm Eins werden? Und hält man es wirklich für einen Rückschritt, daß die christliche Sitte manchen Unsittlichkeiten, die in Athen und Rom arglos zu Tage traten, das Hervortreten an die Oeffentlichkeit unmöglich gemacht hat? Und wird nicht der zunächst äußerliche Druck in Geschlechtern, die unter einem wirklichen Gemeindeehrgefühl aufwachsen, sich in die Lebensluft umwandeln, die vom Anfang an ihr Sinnen und Denken gestaltet? Eine Tyrannei der Gemeinde zum Behufe der Aufrechterhaltung der Sittenzucht kann also unmöglich gefürchtet werden. Die Besorgnis, die auf dieser Seite sich regt, ist aber, auch wo man darüber nicht vollkommen klar wird, im Grunde eine andre. Uebt einmal der thätige Teil der Gemeinde einen bestimmenden Einfluß aus, so kann er ihn zu andern Zwecken mißbrauchen, etwa im Dienste einer kirchlichen oder auch einer politischen Richtung, einer konservativen oder auch einer liberalen. Da muß ich nun denn doch sagen: wenn man die Schulen nicht aufhebt, weil sie die Kinder für diese oder jene kirchliche oder politische Richtung gewinnen könnten, so braucht man auf die Gemeindeseelsorge um dieser Gefahr willen ganz gewiß nicht zu verzichten. Denn die Erwachsenen sind doch noch ganz anders imstande, sich ihrer Haut zu wehren, als die Kinder. Ueberhaupt müßte die Angst vor dem Mißbrauch zuletzt im Grunde jede Einrichtung unmöglich machen; denn mißbraucht kann alles werden. Fürerst glaube ich, daß der gesunde Sinn der Gemeinden, in die alle Parteizwiste bis dahin doch nur von außen hineingetragen wurden, wenn er nur erst sich bethätigen kann, solche Bestrebungen gar bald richten und uns auch von den jetzt vorhandenen in überraschender Weise befreien wird. Unsre Gemeinden sind gar nicht mit den katholischen zu vergleichen, die willenlos ihren Führern folgen. Und überall habe ich beobachtet, daß die beschränkte Thätigkeit, die den Laien in den Kirchenvorständen gewährt ist, die Gegensätze nicht verschärft, sondern gemildert hat.

Unsre Kirche steht an einem entscheidenden Wendepunkte. Raffen ihre offiziellen Organe sich dazu auf, in der angegebnen oder in einer ähnlichen Weise das Leben des Volkes mit dem Geiste Christi zu durchdringen, so wird sie wiedergeboren aus den unermeßlichen Gefahren, die sie umgeben, hervorgehen, mächtiger und reicher an Geist und Leben als je. Kommt es dazu nicht, dann wird sie in liberale und orthodoxe Sekten zerfallen, und die überwiegende Mehrzahl des Volkes wird weiter und weiter in Materialismus und Atheismus versinken. Die Schuld davon wird unsre Parteiangst und unsre Parteiegoismus tragen. Das Prinzip der Ortsgemeinde ist wie das Wesen der Landeskirche an sich schon von neutraler Natur und darauf gerichtet, eine versöhnende und zusammenhaltende Kraft auszuüben. Wird das Prinzip der Ortsgemeinde aufgegeben, so wird die Personalgemeinde immer mehr sich zur Parteigemeinde und in dieser sich ganz gewiß die gefürchtete Gemeindetyrannei entfalten. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die konsequente Anwendung des Prinzips, aus dem die Personalgemeinden entsprungen sind, unabweislich zur Freikirche führt. Der Zerfall der Freikirchen in Sekten ist aber so unausbleiblich, wie das Eintreten der Wirkung, wenn die Ursache gegeben ist. Wo aber die Sekten erblühen, da weiß Rom ganz gewiß, daß seine Ernte reift. Alle atomisirenden Richtungen sind unbewußte Bundesgenossen des Ultramontanismus. E. Sulze

---

Der Evangelisch-soziale Kongreß

In der Pfingstwoche, am 28. und 29. Mai, wird in Berlin ein Evangelisch-sozialer Kongreß tagen. Der Gedanke ist von der Gruppe der Christlich-Sozialen, sagen wir gleich: vom Hofprediger Stöcker ausgegangen. Aber er und seine Freunde haben die Einladung auf das ganze evangelische Deutschland ausgedehnt und auch Männer andrer kirchlicher und sozialpolitischer Richtung für die Sache gewonnen. So erschien die Berufung des Kongresses mit 594 Unterschriften, die sich inzwischen durch nachträgliche Erklärungen noch beträchtlich vermehrt haben.

Als die Kreuzzeitung das Programm und die Unterschriften veröffentlichte, schickte sie einen triumphirenden Leitartikel voran:

> Offenbar geht ein neuer Zug durch unser öffentliches Leben. . . . Die Not der Zeit hat nun die Evangelischen belehrt, und die gemeinsame Aufgabe wird sie verbinden. Gerade unter diesem Gesichtspunkte ist der Evangelisch-soziale Kongreß, der, in den Kreisen der christlichen Sozialreformer seit lange geplant, in der Pfingstwoche zu Berlin tagen wird, ein Ereignis ersten Ranges. Alle staats- und kirchenerhaltenden Richtungen des deutschen Protestantismus werden ihn beschicken; von Greifswald und Jena werden die Universitätslehrer vertreten sein. Männer der verschiedensten Lebensanschauung werden dort ihr Votum abgeben, wie die evangelische Kirche ihre soziale Aufgabe lösen soll.

Die liberale Tagespresse wollte großenteils den Kongreß nicht anders verstehen, denn als christlich-sozialen Parteitag. Und die Vaterschaft Stöckers und seiner Freunde hatte selbstverständlich von vornherein ihren bestimmenden Einfluß auf das Unternehmen. Der Hauptvortrag „Unsre Stellung zur Sozialdemokratie" liegt in den Händen Stöckers selbst; auch die übrigen Vortragenden wohl bis auf einen sind christlich-soziale oder christlich-konservative Männer. Themata wie Streiks, Arbeiterschutzgesetzgebung, gemeinnützige Bestrebungen in der Sozialpolitik, Arbeiterwohnungsfrage sind Gegenstände, die auf jeder rein sozialpolitischen Konferenz verhandelt und ohne alle Rücksicht auf das Evangelium behandelt werden könnten, deren Hauptinteresse und wesentliche Lösung jedenfalls auf wirtschaftlichem Gebiete liegt; die Einladung mit den Unterschriften ist, so viel wir wissen, nur in der Kreuzzeitung und im Reichsboten veröffentlicht [haben die übrigen Blätter sie nicht aufgenommen?]; die Sammlung der Unterschriften selbst war ohne Zweifel eine nur sehr zufällige und lückenhafte und wurde, soweit wir sahen, nur in der Kreuzzeitung dauernd fortgesetzt: man fragte, welche von den leitenden Namen sonst fehlten, weil sie nicht geworben waren, welche, weil sie sich versagt hatten?

Ein Teil der liberalen Presse, wie die Magdeburgische, die Nationalzeitung, erkannten doch den „alle Richtungen der evangelischen Kirche" umfassenden Charakter des Unternehmens an; sie fanden „neben Stöcker und Genossen hervorragende Mitglieder des Evangelischen Bundes, wie den Grafen von Winzingerode, Lic. Weber 2c., die Führer der Mittelpartei, Ritschlsche Theologen, wie die Gießener und Marburger Fakultät, ja auch die »äußerste Linke« durch die Professoren Lipsius und Siegfried aus Jena vertreten," und faßten vollends Beruhigung dabei, daß „unter den Referenten wenigstens einer ist, der der kirchlichen Linken [?] angehört, der Prediger Freiherr von Soden."

Die ganze Vorgeschichte des Kongresses vor und hinter den Kulissen hat uns aufs lebhafteste an die Vorgeschichte des Evangelischen Bundes erinnert. Und offenbar hat man auf allen Seiten aus jener Vorgeschichte gelernt: es ist zu so häßlichen Mißverständnissen und Beschuldigungen wie damals nicht gekommen. Es scheint sich doch in weiten Kreisen der Kirche die Einsicht Bahn zu brechen, daß die heilsamste Art, Gegensätze der christlichen Ueberzeugung auszutragen, der Wetteifer kirchlicher Mitarbeit ist. Wills Gott, so weicht die Zeit des Eiferns, Scheltens, Verdächtigens und Verdammens, des Mißtrauens und Sichbehinderns, wie es bisher im kirchlichen Parteitreiben üblich war, unter dem Druck gemeinsamer Nöte und Aufgaben einer Zeit der Verständigung, der gegenseitigen Schätzung und Handreichung, der ernsten sachlichen Auseinandersetzung von Person zu Person unter der Losung: Die Wahrheit in Liebe!

Die Idee des Kongresses war jedenfalls zeitgemäß. Das beweist die Aufnahme, die sie gefunden hat. Und wer Stöckers besondres kirchenpolitisches und sozialpolitisches Programm nicht billigt, soll, wenn dieser zum Mitraten und Mitthaten auffordert, erst recht kommen: Mitwirken ist Macht, nicht kritisch beiseite stehn! Außerdem aber: man mag über das besondre christlich-soziale Programm urteilen, wie man will, so haben Stöcker und Genossen das bleibende Verdienst, zuerst innerhalb unsrer evangelischen Kirche laut auf die neue durch die soziale Krisis uns gestellte Aufgabe hingewiesen und ihre Kraft, ihre Gaben in

deren Dienst gestellt zu haben. Insofern gebührt ihnen geradezu die Berufung und Einleitung dieses Evangelisch-sozialen Kongresses!

Möchte es nun den Leitern der Versammlung gelingen, den evangelischen Grundsätzen gegenüber der gegenwärtigen sozialen Lage zu einem klaren, alle guten Protestanten befriedigenden und aller Welt verständlichen Ausdruck zu helfen! Wenn wir uns daraufhin das Programm ansehen, so kann es uns nur zur größten Genugthuung gereichen, daß das Thema der Kirchgemeinde an der Spitze der Verhandlung steht. Bedauern möchten wir dagegen, daß die lutherische Lehre vom irdischen Beruf nicht bei dieser Gelegenheit zur feierlichen Verkündigung kommt, eine Lehre, die wie kein andres Stück der evangelischen Predigt unmittelbare soziale Bedeutung hat, sodaß selbst katholische Sozialpolitiker angefangen haben, sich ihrer zu bedienen. Sehr gern hätten wir ferner gesehen, wenn die Pflicht christlicher Arbeitgeber, ihre Arbeiterschaft sittlich zu behüten und, unter gewissen Umständen, kirchlich zu versorgen*), insbesondre ihre Erziehungspflicht gegenüber den jugendlichen Arbeitern zu einem Hauptgegenstande der Verhandlungen erhoben worden wäre. Möchte wenigstens die Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne daß ein ernster Mahnruf den Arbeitsherren diese Verpflichtung ans Herz legt. Unbegreiflich ist uns vollends, daß der Sonntag auf der Tagesordnung fehlt.

Aber auch die aufgestellten Themen sind darnach angethan, eine Fülle von religiös-sittlichen, von christlich-evangelischen Gesichtspunkten zu eröffnen. Ueberhaupt ist ja dies das Eigentümliche der Stellung, die wir als evangelische Christen den sozialen Aufgaben gegenüber einnehmen: wir bringen keine fertige einzige Formel, kein alle Fragen mit Einem Schlage beantwortendes Programm an sie heran, wie die römische Kirche mit ihrer Losung: Rückkehr in den Gehorsam der Kirche! Mit der Einen Grundforderung unsrer Kirche: Glaube an den Herrn Jesum Christum! ist die Lösung der sozialen Fragen, eben weil es verwickelte wirtschaftliche Fragen sind, noch nicht gegeben. Auch wenn alle Menschen gute evangelische Christen wären, gäbe es die soziale Krisis; nur der Eifer und die Gesinnung und die brüderliche Handreichung, sie zu beseitigen, würde ganz anders vorhanden sein. Die Anwendung der christlichen Gesinnung auf die soziale Frage, die Verpflichtung des Glaubens, unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen zu handeln, den Willen Gottes zu thun, ist so mannigfaltig wie jene selbst. Kein Wunder, daß, wo auch unter verständigen und gläubigen Männern die soziale Lage erörtert wird, hundert Beschwerden und hundert Ratschläge sich kreuzen. Auch von dem Pfingstkongreß darf man keine Zauberformel erwarten, die den Knoten löst. Noch weniger versehen wir uns von ihm eines Schwertstreichs, der ihn durchhaut. Aber eine klare Aussprache evangelischer Grundsätze und eine innere Stärkung evangelischer Gesinnung zu thatkräftiger Mitarbeit an dem Problem der Zeit, das erwarten wir von ihm.

Möge die lebhafte Teilnahme, die in der evangelischen Christenheit für die allermodernste Aufgabe der Kirche ohne Zweifel vorhanden ist, sich in zahlreicher Beteiligung an dem Kongreß einen weithin wirksamen Ausdruck geben! Mögen die Berufenen nicht versäumen, mit Rat und That zu schönem Gelingen zu helfen! In diesem Sinne laden wir unsre Freunde und Leser zum Besuch des Kongresses ernst und nachdrücklich ein.

R

Verschiedenes

(Duell und Ehre) Unter diesem Titel**) ist jüngst eine Broschüre erschienen, deren Ansichten — nach den Versicherungen mancher Zeitungen — nicht nur von den höchsten militärischen Ratgebern des Kaisers, ja von diesem selbst geteilt werden, sondern sogar in nächster Zeit in einem Erlasse des Kaisers zum Ausdruck kommen sollen. Das scheint zwar mehr Vermutung, wäre aber sehr erfreulich. Denn die Unsitte des Duells ist am Maßstabe der Vernunft wie des Evangeliums gemessen gleich verwerflich.

Der Hauptwert des Schriftchens liegt nicht in den allgemeinen ethischen Betrachtungen, die recht wenig in die Tiefe gehen und die Frage lange nicht erschöpfen, sondern in den praktischen Vorschlägen zur Abstellung des männermordenden Uebels. Es ist zweifellos richtig, daß die „Ehrengerichte" und „Ehrenräte" völlig in der Lage sind, durch ihren Spruch das Duell zu ersetzen, zumal wenn dieser, wie es in der Armee der Fall ist, entscheidende materielle Wirkungen im Gefolge hat. Wir dächten, daß auch in akademischen und kaufmännischen Kreisen sich leicht eine ähnliche Einrichtung schaffen ließe. Wer macht den Anfang damit?

E F

(Reklame für Liebigs Fleischextrakt) Wir haben in Nr. 13 auf den ärgerlichen Gebrauch hingewiesen, den die Liebig-Company zu Fray-Bentos von dem Kleinod unter den Gleichnissen Jesu, dem Gleichnis vom verlornen Sohne macht. Daraufhin sind uns aus unserm Leserkreise so viele Reklamekarten der Company zugegangen, daß wir die ganze Bilderreihe mehr als einmal vollständig besitzen: 1. „Der Sohn verläßt das Vaterhaus," 2. „Der Sohn verpraßt sein Vermögen," 3. „Der Sohn bittet um Almosen," 4. „Der Sohn hütet die Schweine," 5. „Der Sohn kehrt in die Heimat zurück," 6. „Das Freudenmahl." Auf keinem der altertümelnden Bilder fehlt die Büchse Fleischextrakt, die anzubringen der eigentliche Zweck des „Künstlers" bei der Darstellung der heiligen Geschichte war. Es ist nicht einzusehen, warum der Witz dieses Künstlers und das Reklamebedürfnis der Company nicht Wege finden sollten, auf denen sie nicht Gefahr laufen, das christliche Gefühl zu verletzen. Wir werden uns mit einer Vorstellung des Inhalts an Herrn Fritz Ingenohl in Antwerpen, den Hauptvertreter der Gesellschaft, wenden und über den Erfolg unsern Lesern seiner Zeit berichten. Für alle Zusendungen in dieser Sache den besten Dank.

R

*) Ich denke an das, was Bolle in Berlin gethan hat.

**) Duell und Ehre. Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Duellfrage unter besondrer Berücksichtigung der Verhältnisse des deutschen Offizierkorps. Von C. Balan, Konsistorialrat. Berlin, Walther und Apolant. 50 Pf.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Es hat Gott gefallen, unsern heißgeliebten teuren Gatten, Vater und Großvater Herrn

August Drews

heute Morgen 11 Uhr durch einen sanften Tod von seinen schweren Leiden zu erlösen.

Bonn, Brüssel und Dresden, den 8. Mai 1890.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Cand. theol. mit guten Zeugnissen **sucht** Stellung als Hauslehrer. Offerten sub **C. T.** in die Expedition dieses Blattes erbeten.

Soeben erschienen:

Karl von Hase's gesammelte Werke.

1.—3. Halbband
(Kirchengeschichte Bd. I, II 1. Abt.)
je Mark 5.

Hase zuerst hat, im Geiste Herders und Schleiermachers wirkend, die Kirchengeschichte in die allgemeine Bildung hineingetragen. An die weiten Kreise höherer Bildung wenden sich die gesammelten Werke des kürzlich im 90. Lebensjahre heimgegangenen deutschen Theologen:

Kirchengeschichtliche Werke, 6 Bände. — Zur Glaubens- und Kirchenlehre, 4 Bände. — Politische Schriften. — Lebensbeschreibung (Ideale und Irrtümer, Briefe aus Italien, Annalen meines Lebens).

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Ev. Abendmahls-Hostien

Fabrikat und Prägung unübertroffen schön, versendet 5000 Stück verpackt in 10 sauberen Holzschachteln für 6 Mark franko.

Julius Hunger, Königsee, Thür.

Einladung
zum
Evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin
in der Pfingstwoche Mittwoch und Donnerstag,
den 28. und 29. Mai
im großen Saale des Stadtmissionshauses, Johannistisch 6 (dicht vor dem Hallischen Thore).

Dienstag, den 27. Mai, abends 8 Uhr: Vertrauliche Vorbesprechung.

Tages-Ordnung der öffentlichen Verhandlungen:

Mittwoch früh 9 Uhr: Die Kirchengemeinde in ihrer sozialen Bedeutung. Pfarrer Lic. Freiherr v. Soden. Die Frage der Streiks. Geh. Rath Professor Dr. A. Wagner.

Mittags 1 Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl.

Nachmittags 3 Uhr: Die Arbeiterschutz-Gesetzgebung. Reichs- u. Landtags-Abgeordneter Dr. Kropatscheck. Die Arbeiterwohnungs-Frage. Pastor D. v. Bodelschwingh.

Abends 8 Uhr: Spezial-Konferenz der Vertreter und Freunde der deutschen evangelischen Arbeitervereine. Besprechung wichtiger und entscheidender Organisations-Fragen.

Donnerstag früh 9 Uhr: Die gemeinnützigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik. Dr. Stegemann-Remscheid. Die evangelischen Arbeitervereine, ihre Bedeutung und weitere Ausgestaltung. Pfarrer Lic. Weber. Unsere Stellung zur Sozialdemokratie. Hofprediger Stöcker.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig